

VERLAG, ALBERT LAST
FOTOGRAFIE, G. MÄRKL
IN WIEN

Mademoiselle Cleopatra.

Pariser Sitten-Roman

von

Arsène Houssaye.

Erster Band.

Wien.
Albert Last.
1865.

Mademoiselle Cleopatra.

Pariser Sitten-Roman

von

Arsène Houssaye.

Erster Band.

Wien.
Albert Last.
1865.

Druck von Heinrich Spitzer Wien.

Stradella und der Sturm.

Paris strahlte im hellsten Sonnenglanze eines schönen Nachmittags. Fröhlich brauste das dieser Weltstadt eigenthümliche Leben durch die glänzenden Straßen. Das müßige, reiche, verwöhnte, junge Paris schlenderte und tummelte sich in den breiten Alleen.

Es war am 5. Juni 1863.

Da brauste ein prächtiges Gefährt daher, von zwei wundervollen Pferden gezogen. Feuer sprühten die Augen, die feinen Köpfe trugen sie hoch in der Luft, die Mähnen flatterten im Winde. Die beiden muthigen Racepferde aber beherrschte nur ein kleiner zierlicher Stallmeister von sechszehn Jahren, im himmelblauen Jäckchen, mit goldverbrämtem Mützchen und Stiefeln à la Suwaroff, die von ferne etwas an den gestiefelten Kater erinnerten.

„Meine schönen Pferde!“ sagte Mademoiselle Cleopatra, „wie werden sie heute wieder meine Feinde zur Verzweiflung bringen!“

Sie führte eigentlich ihre Pferde spazieren. Rechts und links beugte sie sich aus dem Wagen, um zu sehen wie

sie mit unnachahmlicher Kraft und Grazie über den Boden dahinflogen. Beim Triumphbogen war frisch aufgespritzt worden, und ein Spaziergänger wurde von den Pferden Cleopatra's mit Koth bespritzt. Wüthend drehte er sich um; doch kaum erblickte er das bekannte Gespann, als er grüßte und entzückt ausrief: „Ah! Stradella und der Sturm! Die schönsten Pferde in Paris!"

Mademoiselle Cleopatra war selbst nach England gegangen um ihre Pferde zu kaufen. Sie hatten ihr nur zwei tausend Pfund Sterling gekostet, und einige Händevoll Napoleons, die Cleopatra's kleine Hand den Stallknechten und Unterhändlern zuwarf.

Beim letzten Wettrennen in Chantilly hatte ihr ein Fürst der ungenannt bleiben wollte, achtzigtausend Franken für ihre beiden Pferde bieten lassen. „Sie sind mir weder für Silber noch für Gold feil," hatte sie geantwortet, „eher würde ich mich von meinem Geliebten trennen, als von meinen Pferden." „Ich glaube es wohl," hatte der Abgesandte des Fürsten geantwortet, „doch brauchten Sie sich auch nicht von den Pferden zu trennen, wenn Sie einen Fürsten mit in den Kauf nehmen wollten."

Cleopatra schlug jedoch den Fürsten mitsammt den achtzigtausend Franken aus, was Mademoiselle Chantilly und die Carreau-Dame übertrieben fanden. Wenn eine solche Dame einmal eine tugendhafte Laune hat, so wird sie natürlich von ihres Gleichen nicht verstanden.

Cleopatra schwebte auf schwellenden Polstern so die „avenue de l'Imperatrice" hinab, und schaute mit einer so stolzen Ruhe um sich, daß diese ihr fast die weibliche

Würde ersetzte, die sie durch ihre Lebensweise verloren hatte. Kaum irrte ein schwaches Lächeln über ihr Gesicht, wenn alle die jungen Leute sie grüßten, die sich mit ihrer Bekanntschaft wichtig machen wollten, ob sie gleich am besten wußten, daß Nichts daran war.

Halb schloß Cleopatra die schönen Augen, und trieb mit ihren Lidern und den langen Winpern dasselbe Spiel wie Andre mit ihrem Fächer, sie schien aus halbem Schlummer geweckt, einem zärtlichen Traume nachzusinnen. Vielleicht dachte sie ganz einfach an die Rechnung ihrer Wäscherin — die jungen Leute aber, die sie so sahen, beneideten ihren Geliebten, und begriffen nicht, warum gerade Herr Max Aubray in diesem stolzen Herzen und diesem dominirenden Geiste der Alleinherrscher sei.

Cleopatra war eigentlich nicht der Taufname der Dame. Es war eine gewöhnliche Geschichte. Zuerst eine Tochter aus guter Familie — eine Sängerin — eine große Dame — zuletzt eine Courtisane. Sie war aus Troyes gebürtig — und warum sie Cleopatra hieß? das ist leicht zu erklären.

Sie hatte eine Leidenschaft für Perlen, wenn auch gerade nicht um sie in Essig aufzulösen und zum Frühstück zu verspeisen. Sie liebte die Perlen wie Andre die Rosen, die Bänder, die Spitzen — oder auch den Zyperwein, den westphälischen Schinken und andre Reizmittel für Augen oder Magen lieben. Das Wunder zweier Erdtheile, ihr Halsband von dreihundert Perlen, kam auch des Nachts nicht von ihrem Halse. Sie fühlte dann mit süßem Schauer die Liebkosungen dieser kleinen geheimnißvollen Töchter des Meeres.

Cleopatra's Perlen waren von ächtester Abstammung, dem persischen Meerbusen entstiegen. Drei Fischer von den Ormuz-Inseln waren durch diesen Fang reich geworden. Der Holländer, der sie dem Geliebten Cleopatra's verkaufte, sagte: es seien Perlen einer Königin, oder Königinnen unter den Perlen.

Cleopatra liebte ihre Perlen, weil sie unvergleichlich waren, und weil sie frisch wie sie aus dem Meere gekommen, ihren Hals umschlossen. Eine Andre wäre vielleicht stolz darauf gewesen, ein Halsband zu besitzen, das schon seit hundert Jahren in den verschiedensten Händen war, aber diese Blüthen des Meeres frisch gepflückt in seinem geheimnißvollen Schoße am Halse zu fühlen, das ist der Luxus einer Cleopatra.

„Das sind die Thränen, welche um meinetwillen vergossen wurden," sagte sie mit grausamem Lächeln.

Am Eingange des Bois de Boulogne begegnete Cleopatra der Carreau-Dame, welche in ihrem Wagen mit der Chantilly saß, die die Schweigsame genannt wurde. Letztere war wirklich ein Wunder von menschlicher Dummheit.

Cleopatra gestattete diesen Damen mit ihr zu sprechen, denn sie waren sehr schön, und in ihren Augen war Schönheit ein Adelsdiplom..

„Ah! Sieh da! Cleopatra!" rief die Chantilly, und gab ihrem Kutscher ein Zeichen anzuhalten, Cleopatra wollte weiter fahren, doch die Carreau-Dame winkte gebieterisch, „Stradella" und den „Sturm" anzuhalten.

„Warum weckst du mich?" fragte Cleopatra.

„Weil das Haus brennt," antwortete die Carreau-Dame.

„Still," flüsterte Cleopatra, „willst du unsere Abenteuer dem Echo rundum erzählen? Man belauscht uns" und sie blickte auf einige junge Cavaliere, die sich näherten.

„Ich springe in Deinen Wagen," sagte die Schweigsame.

„Danke sehr, meine Polster sind so schmal! Du weißt, ich ruhe stets allein auf meinem Lager."

„Ich weiß es, aber umsomehr mußte Du heute allein schlafen, weil Dein Geliebter heute Abend in Clichy sein wird."

„Max?"

„Ja, Max, Du glaubtest wahrscheinlich alle Goldsucher arbeiteten nur für ihn, aber es ist Nichts, Californien ist ihm verschlossen."

„Wer sagte Dir das?"

„Mein Wechselagent."

„Welcher?"

„Das weiß sie nicht," sagte die Carreau-Dame, „alle Wechselagenten machen Geschäfte mit ihr."

Cleopatra mußte lächeln, doch die Schweigsame biß sich auf die Lippen und sagte:

„Alle Wechselagenten haben nicht mit Max zu thun."

„Ich weiß jetzt keinen einzigen, der um fünf Sous von ihm kaufen würde, denn er hat sehr übel an der Börse speculirt," sagte die Carreau-Dame.

„Wie?" sagte Cleopatra, „Max hat an der Börse gespielt?"

„Du wußtest Nichts davon!" rief die Carreau-Dame aus. „Bildetest Du Dir ein, daß er Millionen verdienen könnte als Goldarbeiter, wenn er ein Armband für mich ciselirte,

oder einen silbernen Teller um Dir sein Herz darauf zu präsentiren?"

„Daran hatte ich nicht gedacht," sagte Cleopatra mit der wunderbaren Naivetät der Frauen, welche sich niemals darum bekümmern, wo das Geld herkommt, und wo ihre Tugend hinkommt.

Die Courtisanen bilden sich ein, das Gold müsse ihnen zufließen wie die Sonnenstrahlen dem Rosenbeet, wie das Mondlicht auf die Liebenden, wie der Fluß zum Ocean.

„Apropos," sagte die Chantilly, „Du vergißt doch nicht heute Abend zu meinem Souper zu kommen?"

„Ich komme," sagte Cleopatra.

„Stradella" und der „Sturm" flogen mit ihrer schönen Last dem See zu, und Cleopatra nahm ihre frühere Stellung wieder ein, welche sie halb siegreich wie eine Königin, und halb träumend wie eine Morgenländerin erscheinen ließ. Sie selbst aber betrachtete von der Höhe ihrer stolzen Nichtachtung Enthusiasten und Kritiker mit derselben Gleichgültigkeit.

Um Herrn Rudolph von Marzillac kennen zu lernen, müßte man Cleopatra's Vergangenheit erforschen.

Als Cleopatra's Wagen am Ufer des Sees angelangt war, sprengten zwei Cavaliere an ihm vorüber, die ihre Pferde einen Augenblick eine Wendung machen ließen, um Cleopatra besser zu sehen.

„Du kennst sie?“ sagte der Herzog Guy von Chavailles zu seinem Freunde, dem Grafen Rudolf von Marzillac.

„Nein,“ antwortete der junge Mann, um seine Bewegung zu verbergen.

„Neulich Abends hat sie die großen Arien von Verdi und Meyerbeer gesungen.“

„Ja, wie die Patti, ich weiß, sie hat drei Jahre in Mailand und Neapel zugebracht.“

„Sonderbar,“ fing der Herzog wieder an, „sie ist so schön, daß sie mir Furcht einflößt.“

„Welche Idee! Seit wann fürchtest Du Dich vor einer schönen Frau?“

„Seitdem ich ein arabisches Sprichwort gelesen habe. Die Schönheit ist ein Schiff, welches alle Waaren in das Meer wirft.“

„Was es aber nicht verhindert, zuletzt Schiffbruch zu leiden. — Mir sagt eine Ahnung, daß sich Cleopatra eines schönen Tages ins offene Meer stürzen wird, und ich — werde mich ihr nachstürzen.“

„Du kennst sie also doch?“

„Nun ja denn; ich war ihr erster Geliebter, und werde auch ihr letzter sein.“

Rudolf war eigenthümlich traurig geworden.

„Warum hast Du sie aus der Hand gelassen?“

„Ich kannte weder sie noch mich genug.“

„Und warum gehst Du nicht heute zu ihr, wenn Du sie gestern geliebt hast und morgen lieben wirst?“

„Weil heute zwischen ihr und mir ein Berg steht, ein Vulkan, ein Ocean, was weiß ich?“

„Keine Redensarten, es ist ein Mann.“

„Wenn es nur das wäre.“

Ein Ausdruck von stolzer Verachtung zuckte über des Herzogs Gesicht und er sagte ungläubig:

„Sage mir, ist sie wirklich eine so ungewöhnliche Frau?“

„Ja, wie Cleopatra selbst.“

„Warum hat man sie Cleopatra genannt?“

„Ich weiß nicht. Sie heißt Angela. In der Welt, wo sie lebt, konnte sie nicht mehr Angela heißen.“

„Cleopatra gefällt mir auch besser. Bolingbroke gab seiner Maitresse Fasanen zu essen, die Vipernblut getrunken hatten, um sie jung und schön zu erhalten. Als die Natter am Busen der wahren Cleopatra lag — aber Du hörst nicht, was ich sage, Rudolf?“

„Ich höre wohl, doch mich beleidigt das Wort Courtisane — sie ist eine Sängerin.“

„Welche die Stimme verloren hat, und nun von Denen, die sie lieben, sich vormusiziren läßt.“

„Courtisane! Geh' doch hin und trage ihr Dein Herz an und Deine Börse! Und obendrein, wo fängt beim Weibe die Courtisane an und wo hört sie auf? Sie fängt an, bei Sappho und Aspasia, und hört auf bei Ninon de Lenclos und Sophie Arnould. Sie geht von der Leichtfertigkeit des Geistes über auf die des Herzens. Inmitten liegt die wahre Leichtfertigkeit wie bei Marion Delorme. Aber wie Viele haben inzwischen Stunden, die

sie einer heiligen Therese ähnlich machen! Glaube mir, diese Cleopatra ist Keine, die man sich miethen kann für einen Tag oder eine Stunde, um damit nach Longchamp zu fahren und sich wichtig zu machen! Sie ist nur Eines; sie giebt sich, und verkauft sich nicht."

„Und wer bezahlt denn ihre Roben und ihre Pferde? Sie hat ein Hotel in der rue du Cirque und ein Schloß, ich weiß nicht wo."

„Du glaubst, sie besitze Alles das? Sie bewegt sich inmitten dieser Dinge, aber ihr Wesen nimmt keinen Theil daran. Sie ist im Stande, Alles das zu verlassen, um ihrer nächsten Laune nachzugehen. Bei einigen Frauen steht auf dem Grunde ihrer Liebe das Geld, bei einigen anderen die Neugier, bei ihr findet man auf dem Grunde der Liebe nichts als Liebe."

„Cleopatra hat Dich nicht gesehen, als wir an ihr vorüberkamen."

„Sie glaubt, ich sei am Ende der Welt. Aber ich habe ihr heute geschrieben."

„Erzähle mir doch die Geschichte."

„Nein. Du hast die Araber zitirt, so will ich Dir auch eines ihrer Sprichwörter sagen: „Sprich niemals von Deinem Nachbar, doch noch weniger sprich von Dir selber." Ueberdies sind auch Liebesgeschichten nur gut, um sie bei sich selber zu rekapituliren. — Wenn Du mit Cleopatra zusammenkommst, lasse Dir ihre Geschichte erzählen; ihre Geschichte ist die meinige."

„Weißt Du," sprach der Herzog, „ich finde, sie hat

eine wunderbare Aehnlichkeit mit der Marquise Vittoria Cavoni."

„Du bist nicht klug! Die Marquise ist brünett und Cleopatra ist blond."

„Und dennoch hat sie etwas Fremdartiges und eigenthümlich Anziehendes an sich, — ich weiß nicht, liegt es in der Haltung ihres Kopfes oder in der Tiefe ihres Blickes, was mich stets an die Marquise erinnert."

„Vielleicht hast Du Recht; ich habe sie auch nur flüchtig eines Abends bei Deiner Cousine gesehen, und eines Morgens in der Kirche."

„Glaubst Du an ein vorherbestimmtes Schicksal?"

„Ja, weil ich nie thue, was ich will."

„Dann sage ich Dir, diese beiden Frauen sind unser verkörpertes Schicksal. Wie es mit uns und mit ihnen noch werden mag, das steht dort oben im Schicksalsbuche geschrieben!"

Cleopatra's Portrait.

Cleopatra war schön wie die Schönheit selbst. Die ernstesten Männer konnten nicht gleichgültig wegsehen über ihr Gesicht, das umschlossen von dem schönsten blonden, griechisch gescheitelten Haar, die tiefstblauen Augen zeigte, wie ein Stückchen Himmel, und einen feinen, doch üppigen Mund. Dazu kam noch die liebliche Biegsamkeit ihrer Gestalt, ihr heiteres Lächeln, welches den Stolz ihres

Blickes milderte. Ihr Profil zeigte die reine Formschönheit einer Statue; doch von Angesicht zu Angesicht gewann sie erst das volle, reiche, weibliche Leben, das alle Leidenschaften ihrer Zeit in sich aufnahm und wiederspiegelte.

In Augenblicken der Ruhe, der Träumerei war Cleopatra etwas bleich, doch sobald sie erwachte und an Etwas theilnahm, überflog ihre Wangen ein leichter Schimmer von Röthe.

Kleine Schönheitsfehler — wer hätte die nicht! — wurden bei ihr von einer ausgezeichneten Toilettenkunst verborgen, oder gar in Schönheit verwandelt. Nur kleine Geister, sagt Voltaire, suchen die kleinen Fehler an einem Meisterwerke auf, und Cleopatra war ein Meisterstück der Natur.

In den Augen der Welt zeichnete sie vor Allem eine gewisse Majestät aus, und selbst Diejenigen, die von oben auf sie herab blickten, sagten: „Sie ist Vollblut und hat Race." Allerdings war sie mehr Juno als Venus, mehr Herzogin als Courtisane.

Die Courtisane stammt gewöhnlich nicht gerade von den Stufen eines Thrones, dennoch stellt sie eines der am wunderbarsten begabten weiblichen Wesen dar, welches vereinzelt von Jahrhundert zu Jahrhundert über die Erde wandelt. Sie stellt die körperliche, die sichtbare Schönheit dar. Den andern Frauen aus der eleganten Welt, aus dem Volke bleibt das Erbtheil der geistigen Schönheit; ein Strahl göttlichen Lichtes, der aus ihrem Inneren hervordringen muß.

Wie die Courtisane kleine Fehler der Natur zu ver-

bessern versteht, so weiß sie auch ihr Haar bald wie eine griechische Statue zu arrangiren, bald in reicher Pracht wallen zu lassen; sie studirt schöne Stellungen und jene Grazie, die schöner macht als die Schönheit selbst, wie eine Kunst; sie besitzt das Geheimniß, sich zu kleiden, denn der Instinkt der Koquetterie wirkt in ihr, ehe sie noch liebt.

Wer zu dieser Zeit in Paris lebte, dem Eldorado der verwöhnten Kinder und der Courtisanen, der wird sich noch lange an den unerhörten Luxus dieser Cleopatra erinnern. Sich zeigen und unbeschränkt herrschen durch Schönheit und Geist war bei ihr eins.

Sie war so klug, auch Künstler und Gelehrte auf ihre Seite zu bringen, wären diese nicht schon ihre natürlichen Alliirten gewesen. Denn Cleopatra musizirte wie eine Garcia und zeichnete wie Henriette Browne.

Cleopatra beherrschte unbedingt die Mode, und doch hätte sie für ein Bild der Einfachheit Modell sitzen können. Freilich war es die Einfachheit einer Herzogin mit einer Rente von dreimalhunderttausend Franken. Sie trug fast nur einfärbige Stoffe und doch begriff Niemand, woher sie diese Wunder an Farbenpracht und weichem Faltenwurf habe.

Ihre Art sich zu kleiden erstreckte sich auf ihre ganze Umgebung, das schöne Bild mußte stets ein würdiger Rahmen umschließen. Mit wahrer Beredsamkeit entwickelte sie selbst ihre Theorie des Luxus und des Styls in allen Dingen.

Eines Tages erschien die Carreau-Dame in einem

auffallenden Kleide von zahllosen Ellen Taffet mit prahlendem Aufputze und einer gewaltigen Schleppe, indeß Cleopatra ein Kleid in einer Farbenmischung zwischen Rosa und Weiß trug, von einfachem Schnitte, sorgfältig verziert, jedoch so, daß der Rahmen nie das Bild an Glanz überbieten konnte.

„Nicht wahr,“ sagte die Carreau-Dame zu ihr, „meine Schneiderin hat Inspirationen!“

„O ja, Dein Kleid ist eine ganze Welt für sich, nur ist es aus der Mode, weil Du keinen Negerknaben hast, die Schleppe zu tragen!“

Der letzte Salon.

Der letzte Salon von Paris das ist das Bois de Boulogne. Von vier bis sechs Uhr begegnen sich hier die schönen Promenirenden. Ihr Gruß ist ein Lächeln, ihre Unterredung ein sprechender Blick, und man versteht sich. In halb liegender Stellung, mit halbgeschlossenem Auge mustert man die Vorüberfahrenden und hat Alles bemerkt. Ohne sich zu bewegen, regt man die Andern auf oder wird selbst erregt von seinen Beobachtungen. Eine ganze Geschichte liest man aus dem Wagen, aus dem Kleide, dem Hut, dem Gesicht der Spazierenfahrenden. Wenn der Wagen geschlossen ist, so hat man Gründe, nicht gesehen zu werden. Ein helles Kleid spricht von einem glücklichen Herzen. Hat der Hut einen Schleier, so hat man seinem

Nachbar Etwas zu verbergen. Ein trauriges Gesicht verräth ein verfehltes Rendezvous.

Ich gebe nur Andeutungen. Wäre ein solcher Beobachtungsposten nicht oft einem Fauteuil im Schauspiel vorzuziehen?

Cleopatra fuhr zweimal am See entlang mit ihren königlichen Attitüden und ihren stolzen Blicken.

Die Damen der feinen Welt betrachteten sie mit geheimer Wuth und flüsterten:

„Diese Kreatur!“

Die alte Madame ... sagte zu ihrem Vetter, dem Hußarenoffizier:

„Da siehe, mein lieber Arthur, die Geschöpfe, um derentwillen unsere Ehemänner uns verlassen.“

Der Offizier lachte in seinen Schnurbart und dachte, er würde sehr gerne seine Cousine mit Mademoiselle Cleopatra vertauschen.

Die Frau des Banquiers ... warf ihrem Manne einen wüthenden Blick zu, weil er sich noch zurückwendete, um die schöne Gleichgültige länger betrachten zu können.

„Gehst Du deshalb ins Bois de Boulogne?“

„Die schönen Pferde!“ sagte der kluge Ehemann, der nicht wollte, daß ihn am Abend seine Maitresse fragen könnte, wer ihn so tättowirt habe.

Eine wirklich vornehme Dame grüßte jetzt im Vorüberfahren Cleopatra mit einem reizenden Lächeln — es war die Herzogin von Armailly — wir werden später erfahren, wie sie dazu kam, den Abgrund, der Beide trennte, zu überschreiten.

Paris ist wie eine übel gehaltene Bibliothek, wo ernste, wissenschaftliche Werke mitten unter leichtfertigen Romanen liegen.

Hier berühren sich alle Extreme, und obwohl man die Gesellschaft sehr genau in alle die Klassen theilen kann, von denen keine mit der andern umgeht, so möchte ich doch den Geographen kennen, der da die genauen Gränzen ziehen könnte, wo eine unmerklich in die andere übergeht, und die mannigfaltigsten Nuancen und Kontraste sich vermischen. Cleopatra verdankte ihre Berühmtheit den Champs-Elysees, dort herrschte sie unbestritten.

Wie man Mädchen klug macht.

Cleopatra stieg aus ihrem Wagen, um die Schwäne zu füttern. Die Schweigsame gesellte sich bald zu ihr mit kleinen Kuchen in den Händen.

Die Letztere war ein großes, hübsches Mädchen „man wußte nicht, woher sie kam," mit einem sehr guten Magen begabt, der manches Souper vertragen konnte, ein gutmüthiges Geschöpf, mit der zu leben war, aber dumm im höchsten Grade. Wenn es ihr manchmal passirte, daß sie etwas Drolliges sagte, wie ein blindes Huhn auch ein Korn findet, und man lachte darüber, so widerrief sie geschwind das Gesagte, aus Furcht, wieder etwas Dummes gesagt zu haben.

„Du siehst ja aus wie eine Thränenweide, was beugt Dich so darnieder?" fragte Cleopatra.

„Ach, wenn Du wüßtest, meine Liebe, wie ich mich langweile, alle meine Freunde sind verreist."

„Ich sah Dich gestern in der italienischen Oper mit dem Herzog von . . . . ."

„Ja, aber er sagte zu mir, ich habe entschieden zu viel Verstand für ihn allein, und er ließ mich da sitzen, mitten in der Vorstellung."

Cleopatra lachte. „Was hast Du zu ihm gesagt?"

„Man gab die „diebische Elster". Ich fragte, ob Alboni die Rolle der diebischen Elster gäbe."

„Willst Du, meine Liebe, so bringe ich Dir Verstand bei."

„Du verspottest mich noch obendrein."

„Nein, ich will, daß alle die Narren, die über Dich lachen, bald erstaunt sein sollen, wie Du Dich verändert hast. Es ist leicht, klüger zu sein als sie."

„Wie aber das anfangen?"

„Höre mich wohl an. Du sprichst zu viel, das allein ist Deine Dummheit."

„Wenn ich gar Nichts sage, so findet man mich noch dümmer."

„Nun gut, also von heute an sprichst Du weder zu viel noch zu wenig. Merke Dir vier Redensarten, die ich Dich lehren will, in denen ist ein ganzes Lehrbuch enthalten, das A und das O, der Anfang und das Ende alles Witzes. Also versprich mir nichts zu sprechen, als diese vier Redensarten."

„Ja.“

„Merke gut: — Ich nehme das als Vorbedeutung an. — Das ist eine Geldfrage. — Ich sage weder Ja noch Nein. — Ich bin entwaffnet. — Mit diesen vier Reden kannst Du auf Alles antworten und sieh hier und da passend variiren.“

„Bist Du toll! Wie kann ich auf Alles antworten: Weder Ja noch Nein.“

„Still! Da kommt gerade der Fürst Elim auf uns zu, versuche Dein neues Repertoire, ob er sich nicht über Deinen Verstand wundern wird.“

„Du spielst Komödie mit mir, aber es sei darum, ich werde sehen.“

Der Fürst grüßte, sah sich verstohlen nach seiner Umgebung um, der er entwischt war und spazierte mit den beiden Mädchen.

„Kein einziges Zündhölzchen,“ sagte er und zeigte seine Zigarre. Dann fügte er hinzu, da er ein Freund von Redensarten war:

„Ich wollte lieber meine Zigarre an den feurigen Augen der Chantilly anzünden.“

„Das ist eine Geldfrage,“ antwortete sie lustig.

„Werden wir einmal miteinander wo soupiren.

„Ich sage weder ja noch nein.“

„Ich verstehe nicht, oder ja, ich verstehe. Wissen Sie, daß Sie Fortschritte in der Diplomatie machen?“

„Ich nehme das als Vorbedeutung an.“

„Man sagt sonst, daß Geist und Schönheit sich we-

weniger vertrügen, als Feuer und Wasser, aber Sie sind mir ein Beweis vom Gegentheil."

„Ich bin entwaffnet!"

„Eine Frau ist niemals ohne Waffen, denn der Teufel selbst hält Wache vor ihrer Thür, indeß die armen Männer — sehen Sie dort Edmund, der sie grüßt? Das ist Einer, der keine Waffen mehr hat, seit er sein Glück gemacht hat."

Die Chantilly lachte und trällerte: „Brauchte auch nicht hin zu gehen."

„Bravissima!" sagte Cleopatra der Schweigsamen ins Ohr. „Aber jetzt ist's Zeit zu schweigen. Pflücke ein Gänseblümchen und zupfe die Blättchen ab; indeß will ich die Unterhaltung fortsetzen."

Die gelehrige Chantilly pflückte ein Gänseblümchen, dessen Sprache auch nur aus vier Worten besteht.

„Wissen Sie, daß die Chantilly fast geistreich ist? Man hält sie sonst für dumm!" sagte der Fürst zu Cleopatra.

„Fast gar nicht!" sagte die Schweigsame laut und warf das Gänseblümchen fort.

„Sehen Sie!" sagte der Fürst lächelnd, „sie ist voll von witzigen Antworten."

„Kannten Sie jemals eine Frau, mein lieber Fürst, die weniger Geist hatte, als Sie selbst? Man unterschätzt uns darin zu oft. Das erste beste kleine Mädchen, das an seinem Biscuit knabbert, kann noch seinem Lehrer etwas zu rathen aufgeben. Die Chantilly ist nur schüchtern; geistreicher Umgang weckt den Witz."

„Aber wirklich, sie gefällt mir heute sehr gut!"

Er wendete sich zu der Schweigsamen.

„Warum sind Sie so melancholisch geworden?"

„Das ist eine Geldfrage," antwortete sie.

„So will ich heute auch nicht eine Wolke auf dieser schönen Stirn sehen. Sie geben heute Abend ein kleines Fest. Nehmen Sie diese tausend Franks für die Austern, diese tausend für die Musik und diese tausend dafür, daß ich der letzte Gast sein darf. Adieu, denn man beobachtet uns, ich will Sie nicht kompromittiren."

Die Chantilly sah Cleopatra entzückt an.

„O meine theure Freundin, Du hast mir das Leben gerettet! Noch nie in meinem Leben begegneten sich drei Billets zu tausend Franks in meiner Hand!"

„Versprichst Du, meine Lehren streng zu befolgen?"

„Ich wollte mir lieber die Zunge abschneiden, als eines Deiner Worte vergessen."

Karosse und Fiaker.

Cleopatra war ernst geworden. Sie erinnerte sich des vergangenen Abends, wo Max sie ernster als gewöhnlich verlassen hatte.

„Sollte die Chantilly doch Recht haben," flüsterte sie, „Max ist zu generös, um je von Geldsachen mit mir zu sprechen. Auch habe ich wenig verschwendet! Ich könnte Hausmüttern Unterricht in der Sparsamkeit geben."

So gestimmt wollte Cleopatra ein wenig früher als sonst den luftigen Salon verlassen, wo für einige Stunden täglich Alles, was in Paris glänzen kann, sich möglichst zur Schau stellt. Ihre Koketterie war feinerer Art. Immer schien sie nur ihre Pferde spazieren zu führen, oft vertiefte sie sich in die einsamsten Alleen, stolzer auf die Bewunderung einzelner Dilettanten, als auf das Beifallsgeschrei der Menge.

In der „Avenue de l'Impératrice“ stießen Cleopatra's allzu muthige Pferde plötzlich auf einen ordinären Fiaker, in welchem eine ehrbare Familie aus der Provinz saß, um zum erstenmale die Pracht des „Bois de Boulogne“ zu bewundern.

„Welcher Staub! — Das ist die Cleopatra!“ — sagte der Fiakerkutscher sich zu den Leuten in seinem Wagen umwendend.

Das schöne Mädchen wandte sich um, sie wurde todtenblaß.

In dem Fiaker saß ein Mann von fünfzig Jahren, ein junges Mädchen, das aussah, als wäre sie erst aus dem Institut gekommen und ein junger Mann, der das junge Mädchen eifrig betrachtete — ein Bild, wie man es täglich in Paris sehen kann.

Weshalb mochte denn Cleopatra bei seinem Anblicke erbleichen?

Beim Triumphbogen wendete sie sich noch einmal um, von fern den Wagen zu betrachten, den sie fast umgeworfen hätte. Und dieser Kutscher sagte: „Die Cleopatra!“ Sie seufzte und fühlte zwei Thränen in ihren Augen.

Ein junger Mann in einem Tilbury hielt plötzlich vor Cleopatra.

„Was hast Du denn? Ich spreche zu Dir und Du hörst mich nicht.“

„Ach Du bist es, Max.“

„Thränen in Deinen Augen?“

„Ist es wahr, was mir die Chantilly erzählt hat: Du hast Alles verloren außer mir?“

„Deshalb weinst Du? Wer möchte um diesen Preis nicht Alles verlieren!“

„Nein, deshalb weine ich nicht, Max.“

„Sage mir Alles, es beunruhigt mich sonst!“

Max sprang zur Erde, warf die Zügel seinem Groom zu, und setzte sich in den Wagen seiner Maitresse.

„Wir werden uns Beide compromittiren,“ sagte sie und versuchte zu lächeln.

„Sage mir, weshalb du weintest, Cleopatra.“

„Nein. Nicht wahr Max, ich habe Dich nicht ruinirt?“

Max betrachtete sie mit einigem Erstaunen.

„Du? Du hast niemals Geld von mir gefordert.“

„Es ist wahr, ich habe zuweilen im Ueberflusse geschwelgt, aber oft habe ich auch nur ein Pastetchen zu Mittag gegessen.“

„Ja ich hätte gestern vielleicht auch besser gethan Dir einen westphälischen Schinken zu schicken, als einen Strauß Veilchen von Parma.“

„Ach ja dieser prachvolle Strauß aus dem Garten von Alphonse Karr? Aber für den Preis eines solchen Bou-

quets könnnte man vielleicht eine arme Familie während der Fasten erhalten? Wie viel kostete er?"

„Ich weiß nicht. Wenn es nirgend mehr Veilchen gibt, als in dem Garten von Alphonse Karr, so verkauft er seine Bouquets mit zwanzig Franks an Madame Prevost, welche sie nicht viel theurer als achtzig Franks hergiebt."

„Aber mir fällt ein, Du schickst mir täglich ein Bouquet. Dreihundert fünf und sechszig Bouquets alle Jahre, welche dem verlornen Paradiese zu entstammen scheinen — ja gewiß, ich bin es, die Dich ruinirt hat, ungerechnet noch, daß Du ganze Gärten der Semiramis zu mir schaffen läßt, wenn ich Besuch habe."

„Beruhige Dich, ich zahle meine Bouquets nicht mit hundert Franks, obgleich ich noch niemals um Deine Blumen gemarktet habe."

„Das ist gleich! Dieses Kapitel also kostet ohngefähr fünfundzwanzigtausend Franks. Du hast mir in diesem Jahre ein Schloß gekauft, das Dich ruiniren wird. Ich spreche nicht von den dreimalhunderttausend Franks, die es Dich gekostet hat, aber das Mobiliar, aber die Ställe, aber der Garten, den Du improvisirt hast, wo nur Apfelbäume standen! Meine Schneiderin beklagt sich, daß ich sie nicht mehr „inspirire" zu neuen Roben, doch es ist wahr, ich habe die letzten zehn noch nicht getragen, die sie mir gemacht hat. Acht Pferde in Paris — man kann sich gleichwohl nicht von weniger ziehen lassen. Meine Leute sind sehr vernünftig, sie bestehlen mich so wenig, daß sie mir gar nicht anhänglich sind. Ich thue vielleicht unrecht so oft

Diners zu geben, doch glaube ich, meine Feste ruiniren Niemand."

„O nein," sagte Max lächelnd, „beinahe drei tausend Franks die Woche."-

„Warum hast Du mich auch nach Baden gehen lassen? Es ist wahr, ich habe nur kurze Zeit gespielt."

„Das ist wahr, nur so lange, bis Du fünfzig tausend Franks verloren hattest."

„Mein theuerer Max, ich fange an einzusehen, daß ich nicht so vernünftig bin, als ich mir eingebildet hatte. Ich will mein Haus reformiren, und um anzufangen, will ich morgen den großen Kronleuchter nicht anzünden."

„Um Lichtendchen zu ersparen. Sprich nicht von solchen Kleinigkeiten, ich bin selbst an dem Uebel schuld, nicht Du."

„Eigentlich habe ich Dein Geld nie gesehen, und weiß nicht was Du damit gemacht hast," sagte Cleopatra. „Ich habe kein Capital in Renten angelegt. Du hast mir ein Silber-Service im edelsten Styl, ein Meisterwerk der Florentiner Goldschmiede würdig, geschenkt — aber ich gestehe es — ich habe wenig mehr Hemden als Madame Eva. Vermuthlich waren die Hemden damals auch billiger."

So plaudernd kamen sie bis zum Rondeau der Champs-Elysées. Die Spaziergänger betrachteten sie im Vorüberfahren, und schienen unter sich zu sagen: „Seht die Glücklichen."

In der That, die Jugend und Schönheit der beiden Menschengestalten, der Luxus der Umgebung, die herrlichen Pferde, der unverschämte Jockey, der hoch vom Stradella

die Spaziergänger spöttisch betrachtete — sang des Alles nicht laut das Lied von den Freuden dieser Erde?

O ja, sie waren glücklich, er und sie! — Ihm war sein Bett für diesen Abend in Clichy bereitet, und sie — erwartete eine dunkle Gestalt in ihrem Salon.

Der Kutscher lenkte in die „avenue Gabriel" diese schöne Allee, welche den Liebenden beweisen möchte, daß ihnen noch ein Blick in das Paradies vergönnt ist. Cleopatra wohnte rue du Cirque, in einem Hotel, dessen Miethe sie in ihrer Ausgabenberechnung vergessen hatte aufzuführen. Es kostete auch so wenig: einige fünf und zwanzig tausend Franks jährlich.

Der Wagen hielt, und Max hob seine Geliebte heraus, obgleich er kaum ihre Größe erreichte, und ließ sie sanft auf den Marmorstufen des Einganges nieder.

„Adieu mein Schatz."

„Adieu mein Hund."

Max tauchte seine Lippen in Cleopatra's welliges Haar.

„Wo gehst Du hin?" fragte sie ihn.

„Ich weiß nicht, aber ich komme heut Abend."

„Du weißt, das Fest der Chantilly fängt um zehn Uhr an. Geh zeitig hin, wenn Du sehen willst wie die Carreau-Dame sich große Airs giebt, und dann das unglaubliche Kleid der Olympia. Sie wird oben so wenig haben, daß um Mitternacht nichts mehr davon übrig bleiben wird. Freilich hat sie nichts zu zeigen."

„Ich werde den Ball mit ihr eröffnen," sagte Max und entfernte sich.

Er wandte sich noch um, seine Geliebte auf der Treppe zu sehen, deren rauschende Kleider breit die Stufen überschwemmten.

Sie sah nicht mehr zurück, und stieg rascher hinauf als gewöhnlich, als ob sie Jemand erwarte. Max entfernte sich voll Unruhe.

„Sie liebt mich nicht, wie ich sie liebe,“ flüsterte er. „Indeß was zwingt sie die Meinige zu bleiben? Sie hat mich ruinirt, aber sie weiß Nichts davon, denn sie hat nie Geld von mir verlangt.“

Max ging mit großen Schritten nach der rue Royale.

Plötzlich blieb er stehen und sagte zu sich:

„Vielleicht sah ich sie heute zum letztenmale.“

Mit einer Hand nahm er seinen Hut ab, und trocknete mit der anderen seine Stirn. Er bedauerte, nicht mit Cleopatra hinaufgegangen zu sein.

„Ich hätte sie noch einmal fest an's Herz drücken sollen. Wenigstens würde ich längere Zeit das Gefühl haben. sie in meinen Armen zu halten. Das arme Mädchen!“

„Was soll aus ihr werden, sie hat keinen Sou. Das Schloß, worauf ich nur ein Drittel des Kaufpreises gezahlt habe, ist nur eine Thorheit und keine Hilfsquelle. Wer weiß, wie viel auch übrigens nöthig wäre, den Ocean ihrer Schulden aufzusaugen! Manche Leute bilden sich ein man könne das Budget einer Maitresse beschränken. Da herrscht die Laune unbeschränkt, ihr folgt das Defizit, auf dieses der Bankrott. Wer giebt mir eine Million? Um sie und mich zu retten brauche ich eine Million. Rothschild

wird mir sie schwerlich leihen. Ach wenn man wie im Mittelalter, seine Seele dem Teufel verschreiben könnte."

Max war nicht so weit davon entfernt, als er glaubte, seine Seele dem Teufel zu verschreiben. —

Ein Kind des Jahrhunderts.

Das Geld hat nie so sehr als im gegenwärtigen Jahrhundert das große Wort geführt. Nie bedurfte es so großer Anstrengungen als in der Gegenwart um ein Leben des höhern Luxus und der Mode zu führen. Es genügt nicht mehr, daß man einen vornehmen Namen führe und Gaben besitze zu großartigem Schuldenmachen, nein man muß eine Goldmine besitzen, oder Gold schlagen aus industriellen Unternehmungen, Schiffe zum stillen Ocean senden, Erbschaften beheben, das hohe Spiel an der Bank in der Hand haben, oder der Sohn eines der wenigen Industriellen sein die jährlich eine Million verdienen, sei es nun an Seidenwaaren, Diamanten oder Bonbons.

Der Vater unsers Max war ein genialer Künstler im Fache der Gold und Silberarbeit, er wußte durch seine schöne Arbeit den Werth des edlen Metalles um das Hundertfache zu erhöhen. So fand er Bewunderer und Abnehmer in London und Florenz, in Rom, Petersburg und Paris, nnd mochte eine Million jährlich verdienen.

Max war ein echter Pariser aus der Zeit des Verfalls, bei denen der Spott auf den Lippen schon die innere

Verderbtheit ankündigt. Das war kein Mann für die Zukunft, sein blasses feines, mehr weibisches Gesicht zeigte an, daß er nur eine blasse Existenz des Egoismus führe, ohne Glauben und Kraft, ohne Grundsätze und innern Halt. Was ihn noch aufrecht hielt, war ein lebhafter Sinn für die Kunst und seine große Liebe zu Cleopatra. Leider aber hatten Gleichgiltigkeit und Müssigang die Blüthen eines bessern Lebens im Keime zertreten.

Seine schönen Fähigkeiten für die Kunst des Goldciselirens wurden vergessen und verabsäumt, so ging das Unglück seinen Gang.

Es ist ein großes Uebel, wenn der Mensch dahinlebt ohne Selbstcontrolle. Voltaire sagte: Das Leben sei wie ein fortrollendes Rad in unaufhaltsamer Bewegung. Wohin aber mit der menschlichen Bestimmung, wenn das Leben ebenso fortrollt, ohne daß im Menschen ein ernstes, prüfendes Wesen aufsteht, das mit fester Hand zum rechten Ziele lenkt?! Einem Abgrunde zu.

Im Grunde kann man diesen bunten Blüthen unsrer Zeit nicht gram sein, diesen jungen Leuten voll Untugenden und Schwächen, und doch voll Geist- und Liebenswürdigkeit. Sie sprühen von Spott und belächeln Alles, dabei besitzen sie ein gewisses Ehrgefühl, eine gewisse Güte. Wehe aber, — wenn ein Sturm der Zeit daherbraust — Denen, die allzu versunken im Schlamme des Wohllebens, nicht mehr die Kraft finden zu Männlichkeit und Tugend sich zu erheben, oder bei denen die gute Saat ursprünglichen Weizens schon gänzlich vom Unkraute überwuchert ist.

Ein alter Philosoph sagte: Die Weichlichkeit ist ein Schifflein, welches nie den Strom mehr hinauffahren wird. — So auch muß, wer seine Seele erfrischen will, an den Quellen des Lichtes und der Tugend, die Wanderung zur Höhe nicht scheuen; nur den Bergen entströmen Quellen.

Der Briefkasten.

Langsam war indeß Cleopatra die Treppe hinaufgestiegen und überschritt soeben die Schwelle des Vorzimmers, das den Beschauer sogleich durch einen ernsteren Geist fesselte, als er in der Wohnung einer Courtisane gesucht hätte. Cleopatra zeigte hier ihren feinen Geschmack, der bis zur kleinsten Einzelnheit den ernsten Styl, die Pracht der Symmetrie sich erwählt hatte. Im Vorzimmer fiel zuerst eine Gruppe der drei Parzen auf, in der Manier des Michel Angelo.

Bei dieser Gruppe, einem Meisterwerke von Duquesnoy, stand auf jeder Seite ein Neger von Ebenholz, mit bunt gemalten und vergoldeten Kleidern, einen Leuchter von Krystall in der Hand. Noch fesselten zwei prachtvolle große Blumenkörbe von Porzellan das Auge.

Der Salon blendete den Geist wie das Auge.

Die Decke war von Cabanel gemalt, die Wölbungen von Verhaz. Der erstere hatte die Entführung der Proserpina dargestellt, der zweite die vier Jahreszeiten der Frau.

Die haut-relief-Verzierungen der Decke und die Bilder waren von Diebolt. Die Thüren waren mit Bas-reliefs von vergoldeter Bronze bedeckt, Nachahmungen der Meisterwerke Benvenuto Cellini's. Die Schlosserarbeit, welche in unseren Wohnungen so roh erscheint, war hier mit der Kunst des Goldschmiedes gearbeitet. Die Wände waren in acht Felder getheilt, die mit Damast von Smyrna ausgekleidet waren. In jedem Felde glänzte ein vorzügliches Porträt: Marion Delorme, Ninon de Lenclos, die La Vallière, die Pompadour, Sophie Arnould, Lady Hamilton, Lola Montez und die Dame mit den Camelien, acht Damen aus der guten Gesellschaft. Gold glänzte überall, vom Säulenstuhl bis zur Decke, in rothen, grünen und gelben Nuancen.

Ein Kronleuchter von Bergkrystall erfreute das Auge eben so sehr durch seine schlanken, zierlichen Formen als durch den tausendfältigen Farbenreflex in all den kleinen geschliffenen Flächen. Der Fuß sank ein in dem herrlichen Teppich und trat auf die schönsten Blumenverschlingungen. Die Consolen, die Canapés und Fauteuils im Style Ludwigs XVI., die Blumengefäße vom seltensten Porcellan, mit Malereien von Fragonard, die seltensten Blumen überall aufgestellt, zwei silberne Statuetten mit dem Namen Pradier, die tausend Kleinigkeiten, Spielereien der Laune — Alles das gab eine hohe Idee von dem Geschmacke der Bewohnerin dieses Salons.

„Nur eine Uhr fehlt in Ihrem Salon," sagte einst ein alberner Mensch zu Cleopatra.

„Wozu eine Uhr?" fragte sie ihn.

„Eine schöne Frage, um die Stunde zu wissen.“

„Bedenken Sie doch, daß hier eine Uhr allzuviel verlorene Zeit anzeigen würde.“

Cleopatra's Boudoir war unverschämter Weise mit Brocat ausgeschlagen — es war wohl gerade nicht groß. Sie selbst machte den Scherz, daß sie fast nicht mehr Stoff brauche, um ihr Boudoir zu kleiden als für sich selbst.

Das Schlafzimmer war mit Ebenholzmöbeln, die reich vergoldet und versilbert waren, geziert, an den Wänden bemerkte man vier Bilder aus der italienischen Schule: Venus, verwundet, die büßende Magdalena, Diana, im Bade überrascht und Cleopatra, die mit der Natter spielt, die von dem purpurrothen schweren Seidenstoff der Wandbekleidung sich schön abhoben.

Ich will das Toilettenzimmer nicht beschreiben, so glänzend es auch war, so wenig als das Badezimmer ganz von Onyx, wo zwei wunderschöne Figuren von massivem Silber, den Sommer und den Winter darstellend, kaltes und warmes Wasser rauschend in eine der Antike nachgebildeten Badewanne strömen ließen. Hier tauchte sich Cleopatra jeden Morgen in die lauen Fluthen.

Als Cleopatra den Salon durchschritt fand sie Briefe vor.

„Der Eine will, ich soll ihm seine Rechnung bezahlen, der Andere will, ich soll seine lächelnden Mienen, seine Bouquets und sein Guitarrenspiel bezahlen — aber ich stelle meine Zahlungen ein.“

Sie warf die Briefe nachlässig in einen Briefkasten, der in türkischem Blau emaillirt, mit Medaillons und ciselirtem Gold verziert war.

„Alles ist Chimäre,“ sagte sie, „ausgenommen Gott, die Liebe und das Geld, und doch —“

Sie legte den Deckel auf die Briefe, und doch war in einem dieser Briefe ihre Zukunft, ihr Leben, ihr Herz und ihre Seele enthalten.

Sie erinnerte sich flüchtig, eine bekannte Schrift gesehen zu haben, hob noch einmal den Deckel und betrachtete den Brief.

„Ja,“ sagte sie, „er ist von ihm. Aber ich werde ihn nicht lesen.“

Sie warf den Brief wieder hinein.

Der Weg zum Heil.

Ein großer Lakai präsentirte Cleopatra auf einem herrlich gravirten, goldenen Teller eine Visitkarte.

„Madame,“ sagte die Kammerfrau, „der Fürst .... ist gekommen, um eine Einladung zum Souper der Mademoiselle Chantilly zu bieten. Dieses Fest macht dergestalt Aufsehen, daß sie ihre Thür wird bewachen lassen müssen, um den Andrang abzuhalten.“

„Was geht das mich an,“ sagte Cleopatra und warf die Karte auf den Tisch. „Leontine, wir geben zu viel Geld aus.“

„Zu viel Geld! Aber wie so, Madame? Zu viel Geld! Ich weiß kein Haus in Paris, das mit so viel Ordnung geführt wird, als das unserige. Die Kunst, mit

der Köchin abzurechnen, sollen Sie doch billig den verheirateten Frauen überlassen. Zu viel Geld! Madame Brisetout ist nach Baden gegangen mit hundert Roben, Mademoiselle la Ruine hat acht Pferde in Paris und acht in Chantilly, und alle die Damen haben mehr Diamanten als Madame. Zu viel Geld! Zwei Jahre bin ich bei Madame und kaum habe ich Zeit gehabt, mein Glück zu machen. Ich habe es immer gesagt, Madame ist zu tugendhaft."

„Du hast Recht, Leontine, ich mag suchen, wie ich will, ich finde kein Unrecht mir vorzuwerfen."

„Man ist immer arm, wenn man nur einen Geliebten hat, selbst wenn man ihn ruinirt. Ach, wenn der Fürst die Erlaubniß bekäme, bei Ihnen die ersten Sonnenstrahlen zu begrüßen!"

„Still, Leontine!"

„Deswegen könnte doch Herr Max hier die Sonne untergehen sehen. Dann brauchten Sie nicht zur Miethe zu wohnen, das Hotel würde Ihnen gehören."

„Das Hotel mein? Wozu, wenn mich ein schönes Kleid umschließt; das ist mir die liebste Architektur."

Dabei hatte Cleopatra schon ihren Gürtel gelöst, um ihr Kleid abzulegen.

„Wie werde ich mich Abends kleiden zum Souper der Chantilly?"

„Weiß, wie ein Engel. Das griechische Kleid mit den Cameen und den pompejischen Armbändern. Madame hat so schöne weiße Arme und Schultern!"

Unter dem Geplauder der Kammerfrau hatte sich

Cleopatra entkleidet. Ihr venetianischer Spiegel sagte ihr beredter, als Leontine es konnte, wie schön ihre Arme, ihre Schultern und ihr Busen waren.

So sehr beherrscht die Schönheit Alles, selbst Diejenige, die sie selbst besitzt, daß Cleopatra, wie sie sich im Spiegel sah, nicht umhin konnte, einen flüchtigen Kuß auf ihre eigenen Schultern zu drücken, obgleich sie von einer inneren Unruhe erfüllt war.

Die Glocke läutete im Vorzimmer.

„Schnell meinen Burnus," sagte Cleopatra.

„Ist Madame zu Hause?" fragte Leontine, indem sie einen weißen Burnus mit Rosastreifen hinhielt.

„Ja und nein, Du weißt ja."

Leontine ging in das Vorzimmer und kehrte mit der Nachricht zurück, daß ein Herr, der wie ein Mann des Gesetzes aussehe, fünf Minuten Gehör begehre.

„Ein Mann des Gesetzes?"

„Ja, so sieht er aus; schwarz wie ein Rabe auf dem Schnee."

„Laß ihn herein."

„Madame wird sich das Fest verderben."

„Laß ihn herein, ich verschließe nur den Verliebteu meine Thür."

„Dann darf ich allerdings diesen Mann hereinlassen."

Die Thür ging auf und ein ganz schwarz gekleideter Mann stand mit düsterm Blicke auf der Schwelle.

„Madame, kann ich allein mit Ihnen sprechen?"

Der Mann beschattete sein Gesicht halb mit seinem Hute.

„Ja, mein Herr, setzen Sie sich.“

Cleopatra setzte sich selbst auf das Canapé.

Der schwarze Mann stand vor dem Fauteuil und nahm jetzt den Hut von seinem Gesichte fort — es war ein Gesicht, aus dem die Güte sprach, wo aber auch ernstes Studium oder tiefer Kummer ihre Spuren eingegraben hatten.

„O, mein Vater,“ rief Cleopatra — sie erkannte ihren Vater.

Sie stand auf und fiel fast ohnmächtig wieder auf das Canapé.

„Madame, ich habe nicht die Ehre, Ihnen bekannt zu sein.“

„Um Gott —“

„Lassen Sie mich ausreden, Madame. Ich heiße Georg Hercigny, Sie müssen doch meinen Namen erfahren. Ich lebe in der Champagne, ein Landstrich, den Sie nicht kennen. Ich bin ein armer Advokat, der lauter schlechte Prozesse gehabt hat, die er alle verloren. Ich spreche heute für eine gute Sache. Werde ich auch hier verlieren?“

Georg von Hercigny blickte Cleopatra an, welche leise zitterte, wie der Wald vor dem Gewitter, ehe der Sturm ihn durchrauscht.

„Ich hatte zwei Töchter. Gott hatte sie schön geschaffen. Seit einem Jahre ist die Mutter todt, eine edle Frau. Man sagt, die Todten wachen von dort über die Lebenden. Ach, wenn nur die Lebenden der Todten besser gedenken wollten! Ich weinte über den Tod meiner Frau,

eine meiner Töchter weinte mit mir, denn ich hatte auch meine älteste Tochter zu beweinen."

Georg von Hercigny schwieg. Es war ein schreckliches Schweigen.

„Ich weiß nicht, ob Mademoiselle Cleopatra die Thränen versteht."

„O ja, mein Herr," sagte sie schluchzend.

„Ich glaubte nicht, daß meine Geschichte Sie so bewegen würde. Ja, ich habe meine Frau verloren, eine meiner Töchter, die schönste und — daß ich es sage — die geliebteste. So bestraft Gott die Ungerechtigkeit des Herzens. Sie hieß Angela, wie ihre Mutter, wie ihre Mutter war sie blond und hatte Augen so blau wie der Himmel. Man hätte sie für einen Engel gehalten. Sie selbst malte sich in Pastell im Alter von ungefähr sechszehn Jahren. Es ist ein herrliches Bild, doch habe ich es mit einem schwarzen Schleier verhüllt und enthülle es nur an Tagen der Buße."

„O mein Vater, mein Vater!" rief Cleopatra.

„Ihr Vater! Sie haben einen Vater, Madame? Aber das geht mich nichts an. Es war vielleicht Unrecht von mir, Ihnen von meiner ältesten Tochter zu erzählen. Sie ist todt, lassen wir ihre Asche ruhen. Ich verheirate meine zweite Tochter."

„Caroline," sagte Cleopatra.

„Still, Sie kennen sie nicht."

„Sie haben Recht, mein Herr, ich kenne sie nicht."

„Ich komme, Sie zu bitten —"

„Mich bitten?"

„Hören Sie mich an. Meine Tochter heiratet einen Edelmann. Er weiß, daß sie meine einzige Tochter ist. Er ist der Enkel eines Marschalls von Frankreich, er wird sein Ehrenkreuz in den Schlachten der Beredsamkeit erobern. Sowohl um seinet- als ihretwillen wollte ich, daß die Hochzeit nicht in Troyes stattfände. Zu viel der schmerzlichen Erinnerungen wären an diesem Tage wach geworden. Wir sind nach Paris gekommen, hier unser Glück zu verbergen."

Georg von Hercigny seufzte. Die Courtisane senkte das Haupt und verbarg ihr Gesicht im Taschentuche.

„Aber man kann in Paris schlimme Begegnungen haben. Schon haben wir uns soeben in der Avenue de l'Impératrice begegnet. Wenn wir uns auf dem Wege zur Kirche wieder begegnen sollten —"

„O, mein Vater, mein Vater, denken Sie an Angela!"

„Ich werde für sie beten während der Hochzeitsmesse. Bedenken Sie aber, daß man nach der Messe ins Bois de Boulogne fahren wird."

„Ich verstehe, mein Herr, Sie sollen mich auf ihrem Wege nicht finden. Ich werde vielleicht auch in der Messe sein, aber in der Todtenmesse."

Herr Georg Hercigny entfernte sich feierlich, wie er gekommen war, ohne den Kopf noch einmal nach ihr umzuwenden.

„Mein Vater, mein Vater!" rief sie noch einmal.

Aber der Vater hörte schon nichts mehr.

Wollte er noch einmal dieser verirrten Seele die Tu-

gend predigen? Der, wie er sagte, alle Prozesse verloren hatte, sollte er hier gewinnen?

Cleopatra warf sich auf die Knie, sie rang verzweifelnd die Hände, sie wollte ihrem Vater nachlaufen — doch plötzlich erwachte ihr Stolz wieder und gewann die Oberhand über die Reue.

Aufgeregt lief sie hin und her und sprach:

„Glaubt er, ich bin dieselbe Natur, wie meine Schwester? Bin ich geboren, um mich in die bürgerlichen Manieren der Provinz zu schicken? Kann ich meine Neigungen ersticken? Warum ist mir ein kühner, abenteuerlicher Geist angeboren! Daran erkenne ich ganz meinen Vater mit seinen arglistigen Redensarten. Er ist stets Advokat und liebt die Schleichwege. Er verlor alle seine Prozesse, weil er nie wußte, wo der Hund begraben liegt. Sehr rührend, was er da sagte, wie man es im Theater Ambigu oder Gaité hört; aber er hätte mich lieber mit Vorwürfen überhäufen sollen, mich zu seinen Füßen niederwerfen, dann mit Thränen in den Augen aufheben und an sein Herz drücken — dann hätte er wie ein Vater gehandelt. So war er nur Advokat."

Sie riß an der Glockenschnur.

„Leontine," rief sie, „meinen Hut!"

„Madame ist furchtbar aufgeregt, wo wollen Sie denn hin?"

„Weiß ich's selbst? Immer der Nase nach."

Cleopatra nahm die schönsten Bouquets ihres Max aus dem Blumenkörben und warf sie auf den Balkon.

„Ach, Madame, welche Profanation! Das ist ein achtzehnter Brumaire, wie der Fürst neulich sagte.“

„Du wirst noch Anderes erleben. Reize mich nicht, oder ich werfe Dich auch aus dem Fenster, worauf ich mich ebenfalls hinauswerfen werde.“

„Ich habe es ja gleich gesagt, dieser schwarze Mann war ein Unglücksrabe.“

Da, indem Cleopatra Alles, was ihr gerade in die Hände kam, bunt durcheinander warf, kam ihr plötzlich ein kleiner geschnitzter Holzrahmen in die Hände, welcher einen Holzschnitt einschloß. Er stellte einen Priester vor in der Mitte junger Mädchen, die ihre erste Kommunion begehen. Sie erstarrte bei diesem Anblicke und las laut, ohne sich um Leontinens Gegenwart zu kümmern:

„Fräulein Angela von Hercigny ging zu der ersten Kommunion am 23. Mai 1853 in der Kathedrale von Troyes.“

„Angela von Hercigny! Was ist aus ihr geworden! O mein Gott, o mein Vater!“

Sie fiel auf die Knie und weinte bitterlich. Dann erinnerte sie sich des Briefes, den sie nicht hatte lesen wollen. Sie nahm ihn aus dem Briefkasten, brach das Siegel und las folgende Zeilen:

„Meine theure Angela!

„Ich bin an allem Uebel schuld. Ich kehre zurück um Deinetwillen. Ich liebe Dich bis in den Tod. Dein Vater ist in Paris, wenn Du ihn siehst, sage ihm, daß ich unsere Thorheiten durch einen

Heiratskontrakt gesetzlich machen will. Befiehl und ich gehorche. Aber verlaß um Gotteswillen das Haus, nur bei mir erwartet Dich eine Heimat; komm zu mir, rue de Varennes, No. 12. Ich liege zu Deinen Füßen und umarme Dich mit Leidenschaft.

Rudolf von Marzillac."

„Es ist zu spät," sagte Cleopatra, „ich werde nicht hingehen; ich will ihn nicht wieder sehen."

Ein Blick in's verlorene Paradies.

Cleopatra versank in tiefes Sinnen. Die Erinnerung an ihre erste Kommunion verschloß ihr den Blick in das Eden der Vergangenheit.

In der Ferne ihrer dämmernden Kindheit sah sie sich zuerst als kleines Mädchen auftauchen, rosig und weiß, der Stolz ihrer Eltern, die Freude aller Augen. Ein wenig später erschien ihren Erinnerungen der Bischof von Troyes, ein Freund der Familie, der sie Gott lieben lehrte in der schönen Ausdrucksweise, die das Christenthum in Fenelon's goldnem Munde erhielt. Da stand ihr der süße Name Angela so wohl, er war ein Sinnbild ihrer holden Unschuld! In zarter Jugend schon schlug ihr Herz lebhaft, ihr erster Enthusiasmus kniete vor Gott. Schon damals regte sich ihre Feuerseele. Am Tage ihrer ersten

Kommunion ergriff ihre sichtbare Bewegung, ihre Lilienblässe Alle, die sie sahen. An diesem Tage gehörte ihr Herz ganz Gott.

„Wir werden eine Heilige aus ihr machen,“ sagte der Bischof, der sie mit einigen Gefährtinnen zu Tische geladen hatte.

„Sie erschrecken mich, hochwürdigster Herr,“ sagte die Mutter, welche die Klöster nicht liebte.

Sie war die Tochter eines Mitgliedes vom Nationalkonvent, an den Brüsten der Revolution groß gezogen.

Angela, eine Phrase wiederholend, antwortete: „Ich will die Braut Jesu Christi sein.“

Aber diese schönen Morgenträume verflogen, wie das Kleid der Kommunikantin abgelegt war.

„Ach, dieses Kleid,“ seufzte jetzt die Courtisane, „dieses bescheidene weiße Gewand, in welchem unvergänglichen Glanze erscheint es vor meinen Augen. Wie gern möchte ich es an mein Herz drücken und mit meinen Thränen nässen! Es sollte mir ein Heiligthum sein. — Am Sonntage nach der Kommmunion brachte mir meine Pathin ein buntes, seidnes Kleid. Es erweckte Koquetterie und Stolz in mir.“

Cleopatra betrachtete wieder das kleine Bild.

„Sonderbar,“ sagte sie. „Es ist mir, als athmete ich den Weihrauch meiner theuren Heimatskirche. O wie würde die Kühle der weiten Wölbungen erfrischend auf mein heißes Herz herabsinken, o könnte ich die Glocken läuten und die Orgel spielen hören! Warum habe ich in all' den Kirchen von Paris nie jene Beredtsamkeit, jene Poesie in

dem Geläute der Glocken, in dem Klange der Orgel wiedergefunden! Nur in der Kirche der Heimat erscheint uns Gott, wo wir schon als Kinder ihn lieben lernten. In Paris gehe ich auch in die Messe, wenn ich Zeit habe, kniee nieder, aber Gott erscheint mir nicht mehr."

Cleopatra suchte aus dem Schatze ihrer Erinnerungen eine nach der anderen hervor und betrachtete sie mit Liebe. Sie gedachte des kleinen väterlichen Gartens, wo sie in romantischen Träumereien einhergewandelt war.

Die lieblichen Tage im Sonnenglanz, die Abende im Silberlichte des Mondes schwebten an ihrer Seele vorüber und über das Alles hauchte die Schwärmerei jener Tage einen Duft von Rosen und Veilchen.

Wie stand ihr der liebe Garten so lebhaft vor Augen; sie sah die reifen Pfirsiche und Trauben an den Spalieren hängen, die Spargel, Zwiebeln und Bohnen auf den Beeten; die alte, halbzerbröckelte Mauer, den alten Brunnen, dessen Deckstein mit Hieroglyphen bedeckt war! Hier hatte sie oft geruht, hier hatte sie ihren Namen eingegraben. Sie spiegelte sich in seinem dunklen Wasser, so sehr liebte sie es damals schon, sich zu betrachten.

Jetzt sah sie im Geiste die Mauer mit dem Spaliere, über die Rudolf von Marzillac eines Abends gestiegen war, um ihr zu sagen: Ich liebe Dich!

„Ach," seufzte sie, „da war das Glück! Aber das Glück ist ein Schloß, das in Trümmer fällt, sobald man es betreten will."

„Die Liebe ist demnach nicht das Glück, denn die Liebe hat mich aus dem Paradiese meiner Heimat gejagt!"

Hazardspiel und Liebesspiel.

Abends, bei der Chantilly, war Cleopatra mit Leib und Seele beim Hazardspiele, um die Aufregungen des Tages zu vergessen, obgleich sie nicht wußte, womit sie bezahlen sollte, wenn das Glück sich beständig von ihr abwendete.

„Chantilly," sagte sie zu der Schweigsamen. „Du weißt, Deine Karten bringen mir Unglück."

„Ich nehme das als Vorbedeutung an."

„Ich gebe Bons auf den „Oeffentlichen Schatz" aus, wer nimmt welche?"

Man antwortete durch eisiges Schweigen.

Mademoiselle Chantilly steckte ihre Scheine heimlich in den Busen.

„Höre, Chantilly, Du gewinnst ja immer, leihe mir hundert Louisd'or."

„Ich sage weder ja noch nein!"

„Wenn Du aus diesem Loche pfeiffst, so werde ich ausbrechen wie ein Vulkan. Du kennst mich."

„Das ist eine Geldfrage!"

„Geldfrage! Ich werde gleich den Spieltisch zum Fenster hinauswerfen.“

„Ich bin entwaffnet,“ dabei zeigte die Schweigsame, daß sie Nichts vor sich habe.

Warum hatte sie auch Cleopatra in der Beredsamkeit unterrichtet! Endlich mußte sie selbst lachen und sich gestehen, daß man die Schweigsame für dümmer hielt als sie wirklich war.

Sie wendete sich an die Carreau-Dame, welche es nicht wagte ihr eine Hand voll Goldstücke zu verweigern.

„Sieh,“ sagte Cleopatra zu ihr, „meine Hand ist kleiner als Deine, Du kannst Dich sogleich mit Deiner Hand bezahlt machen.“

Max kam erst spät, und wagte nicht die Karten zu berühren. Er drehte melancholisch einige Louisdor hin und her, die sich in seiner Tasche verspätet hatten, und nicht sich zu produziren wagten.

Um vier Uhr Morgens erklärte auch Cleopatra sich für besiegt, und nahm ein letztes Mal die Karten in die Hand, ohne auf Glück zu hoffen.

Sie hatte fünf Louisdor aufgelegt. Endlich hatte sie doch einen Haufen Gold vor sich liegen.

Nie hatte sie sehnlicher auf Glück gehofft, sie wollte Max Credit und Ehre retten.

„Max,“ sagte sie laut zu ihrem Liebhaber, „jetzt bezahle ich meine Spielschuld. Nimm dieses, denn ich bin Dir hunderttausend Franks von gestern Nacht schuldig.“

„Deshalb hat also Max heute früh nicht bezahlt!“ flüsterte ein Spieler.

„Ja," sagte Cleopatra, „ich wollte Perlen verkaufen, um Max zu bezahlen, aber er hat Salomon den Perlenhändler nicht zu mir kommen lassen."

So rettete sie Max die Ehre. Es war Zeit, denn man fing schon an, laut von seinen Schulden zu sprechen.

Liebte Cleopatra eigentlich diesen Max? Wie hatte sie sich von diesem Pariser Kinde so dem Verderben nahe bringen lassen können, der den Don Juan spielen wollte, und doch im Grunde eine unmännliche Natur war.

Ein Accord besteht nicht aus einem Tone, ein Bild malt man nicht mit einer Farbe. Ueberall muß die Harmonie durch Gegensätze erzeugt werden. Jede brünette Natur sehnt sich nach einer blonden, die Kraft liebt die Schwäche. Jeder Mann sucht in der Liebe ein weibliches Wesen die Frauen aber suchen in dem Manne nur wieder die Liebe.

Wie lieben die Frauen? Sie lieben bis in den Tod — und bis sie sich darüber trösten, sagt Byron. Der Mann tödtet die Leidenschaft in sich und nicht sich selbst, selbst wenn er der richtige Nachkommen eines Werther wäre.

Die Frauen sind alle Töchter der Sappho und der Dido, selbst wenn sie nicht gerade Evastöchter sind.

Gerade diejenigen, die lange auf die gefährlichste Weise die Macht mißbraucht haben, die sie seit dem Apfelbiß über die Männer besitzen, sind dann in der letzten Viertelstunde bereit, sich selbst feierlich zu opfern.

Die Frauen lieben nichts mehr an den Männern, als die Wunden, die sie selbst ihnen geschlagen haben.

Aber sie schlagen auch nicht immer ohne sich selbst zu verwunden.

Die empfindsamen Frauen mögen sagen was sie wollen, aber die Wahrheit ist doch, daß in der Liebe das Menschliche, das Fleischliche die wichtigste Rolle spielt. Die Seele glaubt, die Liebe sei die Musik des Weltalls, und phantasirt sich das in allerlei Variationen vor. Im Grunde aber ist das auch wieder ganz in der Ordnung, wenn es sich dabei hauptsächlich um das Körperliche handelt, denn wir erzeugen Kinder und nicht Theorien.

Liebte denn Cleopatra eigentlich diesen Max? Konnte sich denn ihr Streben auf diesen einen Traum beschränken? Konnte diese Frau, mit ihrem Durst nach Ungewöhnlichem diese erkünstelte Leidenschaft ernsthaft nehmen, die keine Zukunft hatte und keinen Ankergrund in der Vergangenheit?

Gehörte sie nicht, ohne es zu wissen, dem an, den sie einst geliebt hatte? Man kann sich über das eigene Herz täuschen, wie man sich den Hunger ausreden kann; aber das Herz erwacht wieder und der Hunger meldet sich doppelt dringend. Die Liebe ist ein wildes Thier, welches man einschläfern aber nicht zähmen kann.

Cleopatra kam mit dem anbrechenden Morgen vor ihrem Hotel an.

„Nein,“ sagte sie zu Max, der mit ihr hinauf gehen wollte.

„Warum?“

„Max, Du weißt, daß ich die Fragezeichen nicht liebe.“

Max wollte die Schwelle überschreiten.

„Wenn Du eintrittst, so ist es das letzte Mal, und Du wirst selbst dann auf dem Teppich schlafen.“

Max war heftiger Natur, und konnte sehr jähzornig werden, doch fürchtete er Cleopatra, daher bezwang er sich und sagte mit betrübter Miene:

„Ich liebe Dich!“

„Gut, wenn Du mich liebst, so gehe.“

Ein Kuß, und die Thür schloß sich vor ihm.

„Morgen werde ich diesen bösen Tag zu vergessen suchen,“ sagte Cleopatra zu sich selbst.

Wie Cleopatra den Tag verbrachte wenn sie auf ihr Landgut ging.

Um acht Uhr läutete Cleopatra ihrer Kammerfrau:

„Leontine, ich reise auf mein Schloß mit dem Zug um halb zehn Uhr. Laß den „Sturm“ an mein Coupé anspannen, und kleide mich schnell an.“

„Werden Madame nicht frühstücken?“

„Nein, Du bringst mir eine Tasse Chocolade.“

„Madame nehmen Niemand mit?“

„Nein, ich sagte Dir schon, daß ich dort meine Leute habe.“

„Madame hatten mir versprochen, mich einmal mit auf ihr Schloß zu nehmen.“

„Später, zur Zeit der Jagden, wenn ich nicht nach Italien gehe.“

Eine halbe Stunde später hielt ein kleines braunes Coupé, ohne Wappen, ein Gefährt, das unbemerkt in der Menge durchschlüpft, am Ostbahnhof, rue St. Lazare.

Cleopatra stieg leicht und gewandt aus, befahl sie am dritten Tage Mittags abzuholen, und wandelte die große Treppe hinauf. Hier verlor sie sich bald unter den Reisenden. Ein Neugieriger, der ihr gefolgt wäre, würde wohl nicht wenig erstaunt gewesen sein, sie unter einem dichteren Schleier wieder hinabgehen und in ein anderes Coupé steigen zu sehen, das eine Marquiskrone trug.

Sie sprach mit dem Kutscher kein Wort, er lenkte ruhig nach einem Herrschaftshause in der rue St. Dominique.

Eine Seitenthür nahm die Ankommenden auf.

Es war eines jener Gebäude aus einem früheren Jahrhundert, die stets den Vorübergehenden ein Räthsel bleiben. Fenster und Thüren stets geschlossen, scheint das Gebäude abgestorben inmitten des rauschenden Pariser Lebens zu stehen, der Portier selbst ist finster und in sich gekehrt, und spricht den ganzen Tag nicht drei Worte.

„Sind Briefe da?“ fragte Cleopatra ohne den Schleier zu lüften.

„Nein, Frau Marquise. Aber hier sind Karten.“

„Cleopatra nahm drei oder vier Visitkarten mit Kronen.“

„Ach ich vergaß,“ sagte der Portier. „Gestern war der Herr Herzog von Chavailles da, er hatte keine Karten bei sich, und bat mich um eine Feder, um seinen Namen aufzuschreiben.“

„Gut,“ sagte Cleopatra. „Wenn Jemand mich besuchen will, ich bin für Niemand da als die Herzogin und die Marschallin.“

Eine Kammerfrau kam Cleopatra entgegen, nicht eine wie Leontine, die sich Vertraulichkeiten à la Molière erlaubte — eine alte Italienerin, die kein Wort Französisch konnte.

„Nun Martha, sind Dir die drei Tage lang geworden, die ich auf meinen Gütern zugebracht habe?“

Martha antwortete im reinsten Neapolitanisch, daß ihr die Zeit ohne ihre Herrin sehr lang scheine, und daß sie trostlos sei, sie nie auf ihr Schloß begleiten zu dürfen.

„Wenn ich nach Italien gehe, werde ich Dich nicht vergessen, meine gute Martha.“

„Wollen Madame nicht frühstücken?“

„Nein ich habe im Buffet der Eisenbahn schon Etwas genommen. Du kannst mich gleich frisiren.“

„Jedes Mal, so oft Madame ankommen, erkenne ich Sie nicht mehr, und ich denke doch so viel an Sie. Aber Ihre blonden und Ihre braunen Haare verwirren mir das Gesicht.“

Martha betrachtete Cleopatra mit Bewunderung und Erstaunen, wie ein Kind.

„Die Madonna weiß es! Sie treiben da ein höllisches Spiel. Was soll Gott denken von ihren zwei verschiedenen Gestalten?“

„Liebe Martha, laß Dich das nicht beunruhigen. Gott sieht meine Seele, und beachtet nicht ob meine Haare braun oder blond sind. Einst werde ich Dir mein Geheimniß sa-

gen. Du weißt, daß ich Dich lieb habe, mehr brauchst Du nicht zu wissen."

Martha begann ihre Arbeit. Jedesmal küßte sie Cleopatra's Haar, als wäre sie ihre geliebte Tochter, dann fing sie an es mit einem in eau de la reine getauchten Kamme zu durchstreifen, Cleopatra nahm ein Buch und überließ sich ihren Händen.

Es dauerte etwas länger als gewöhnlich, bis das reiche Haar ganz durchgekämmt und der Goldpuder entfernt war. Cleopatra zeigte keine Ungeduld; Sie las wieder in den Bekenntnissen des heiligen Augustin eben so eifrig als sie am Abend vorher die Liaisons dangreeuses gelesen hatte.

Die Uhr des Schlafzimmers schlug elf, Cleopatra die Blonde war in eine Brünette verwandelt; das schönste schwarzglänzende Haar war aus dem goldblonden geworden.

Die umgekehrte Arbeit begann jetzt mit den Augenbraunen, diese eben noch so schwarz, wurden unter Martha's Händen blond und gaben ihrem leidenschaftlichen Auge einen sanften Ausdruck, der an Leonardo da Vinci's Gesichter erinnerte. Das kleine Schönpflästerchen verschwand von der Wange, der Teint wurde bräunlich, bronzeartig mit rosigem Schimmer, wie die charaktervollen römischen Köpfe. Sie legte ihre Armbänder und Ringe in eine Schale, kleidete sich ganz schwarz, und nahm um den Hals nur ein großes, einfaches Kreuz von mattem Golde.

„Zieh Dich ein wenig an, Martha, Du gehst mit mir in die Mittagsmesse."

„Madame dürfen nicht in die Messe gehen, ohne Etwas gefrühstückt zu haben. Ein Rebhuhn ist da, Erdbeeren und Thee.“

„Gut, Martha, ich gehorche. Beeile Dich und hole mich im Speisesaale ab.“

Cleopatra frühstückte und las dabei weiter. Als sie in die Kirche St. Clotilde eintrat, reichte ihr die Herzogin das Weihwasser.

„Guten Morgen, meine Liebe, welcher günstige Wind führt Sie zurück? Ich rechnete Sie heute zu sehen, denn sehen Sie dort Herrn von Chavailles beim Hauptaltar. Wir wissen recht gut, daß das nicht lauter Frömmigkeit ist.“

„Herr von Chavailles ist sehr ennüyant!“ sagte Cleopatra, „er glaubt am Ende ich komme nur seinetwegen in die Messe. Ich werde in ein anderes Kirchspiel gehen müssen.“

Die Herzogin mußte lächeln. Die Messe hatte begonnen, und die beiden Freundinnen knieten nieder in ihren Stühlen, und plauderten nicht gar viel — für den Uneingeweihten.

Der Herzog von Chavailles war ein junger Cavalier aus dem Faubourg St. Germain, welcher mit allen seinen Interessen und Ueberzeugungen noch in einer vorrevolutionären Zeit wurzelte. Er hatte den Feldzug in Italien mitgemacht, aber unter dem Fähnlein des Papstes. Er gehörte zu denen, für welche Venedig seinen Character und sein Interesse verlieren würde, wenn er den österreichischen Leoparden nicht mehr dem Löwen von Sanct Marcus ge-

genüber sähe. Er sagte laut zu seinen Freunden, den Liberalen: „Die Welt geht nicht vorwärts, sie geht zurück.“ Er konnte roth vor Zorn werden, wenn er die Ehrgeizigen die Grundsätze von 1789 verfechten hörte, noch mehr über die Abtrünnigen, welche die Geschichte eines Gottes schreiben, um zu beweisen, daß er nicht i st. Er glaubte übrigens, daß sein Gott und sein König ihren Altar und ihren Thron wiedererobern würden. Er kämpfte gegen nichts an, und lebte der Ueberzeugung, daß die Vorsehung allen Umwälzungen zur rechten Zeit gebieten würde: „Bis hieher und nicht weiter.“

Indeß jagte er auf seinen Gütern und ging in Paris Abenteuern nach. Er war sehr gesucht in der galanten Welt, denn er war schön, reich und ein Herzog. Den letzten Winter hatte man ihn viel auf der großen Oper und den nächtlichen Festen der galanten Damen gesehen, aber seit seiner Rückkehr von Jerusalem, wohin er mit Rudolf von Marzillac gereist war, mehr als Reisender denn als Pilger, erschien er nur hier und da auf dem Schauplatze seiner Triumphe. Er glaubte in die Marquise Cavoni verliebt zu sein, welche er in Rom kennen gelernt, und dann in Paris, bei seiner Cousine, wieder getroffen hatte.

Sobald die Messe vorüber war, begab er sich zu seinen beiden Freundinnen.

„Guten Morgen, Cousine, guten Morgen, Madame, wie lange habe ich Sie nicht gesehen! Sie werden endlich noch festwachsen auf ihren Gütern.“

„Es lebt sich dort so gut!“ sagte Cleopatra und bekreu-

zigte sich bei diesen Worten. „Aber beruhigen Sie sich, ich wachse nirgends fest.“

„Das ist durchaus nicht beruhigend für mich,“ murmelte der Herzog von Chavailles.

„Scheint es nicht fast, als ob man in Ihrem Herzen Wurzeln geschlagen hätte, mein lieber Herr Ritter, der sonst überall mit Spott bei der Hand ist!“ sagte lächelnd die Herzogin. „Machen Sie nicht so betrübte, feierliche Gesichter, ich will Ihnen etwas Gutes berichten: Die Marquise ist eigens zu der Sitzung der Akademie gekommen, wir haben drei Fauteuils, Sie gehen mit uns.“

„Welches Glück,“ sagte der Herzog lachend, „ein Sitz in der Akademie! Mich durchdringt ein heiliger Schauer, ich fürchte schon unsterblich zu werden.“

„Hüten Sie sich lieber, daß Sie nicht langweilig werden, ich bemerke Ihnen, daß wir auf Ihren Geist rechnen, um uns bei der Rede des Herrn von Carne ein wenig zu erheitern.“

Man ging also in die Akademie. Ob man sich dort gut unterhielt, das weiß ich nicht.

Herr von Chavailles streute wahrscheinlich hier und da einige kleine Redensarten von der Poesie der Liebenden zwischen die Blumen der Rhetorik, die der neue Kandidat zum Besten gab.

Ganz gewiß ist, daß man Cleopatra und die Herzogin sehr bewunderte.

„Sehen Sie,“ sagte der erste Fauteuil, „wie hübsch diese Herzogin immer noch ist — wenn man bedenkt, daß sie bereits zweimal mündig ist!“

„Die wahre Schönheit ist kein Strohfeuer; sie entschlüpft dem ewig nagenden Zahn der Zeit," sagte der elfte Fauteuil, ein Klassiker, der immer in Bildern spricht, die nicht zusammenpassen.

„Man mag sagen, was man will," flüsterte der Fauteuil daneben, „die Akademie ist immer die Akademie; die vornehmsten Damen kommen hierher wie zu einem Feste. Hier begrüßt die Aristokratie der Geburt die Aristokratie des Geistes."

„Sprechen Sie nicht so laut, verehrter Meister," antwortete der neunzehnte Fauteuil, „man kommt hierher wie man in das Theater geht, und seit lange schon findet man, daß das Stück schlecht ist."

„Aber sehen Sie doch," fing der Enthusiast im Fauteuil wieder an, „wie gespannt diese beiden Damen zuhören."

„Glauben Sie, sie hören auf die Rede? Sehen Sie nicht, wie der Herzog ihnen in das Ohr flüstert."

„Diese jungen Leute! Ihnen ist doch Nichts heilig? Man sollte geistreichen Leuten den Eintritt in die Akademie untersagen."

„Beruhigen Sie sich, die kommen von selbst nicht wieder."

„Sehen Sie doch, diese Marquise Cavoni ist wirklich ein Wunder von italienischer Schönheit. Solche Madonnengesichter findet man nur in Rom."

Cleopatra feierte nach ihrer Gewohnheit einen wahren Triumph. Obgleich in dieser Sphäre die Erfindungsgabe nicht eben zu Hause ist, gaben sich doch Einige die Mühe,

sich als Bekannte von ihr darzustellen, und ihre Geschichte zu erzählen. Sie sei eine vornehme Dame aus Italien, eine intime Freundin der entthronten Königin. Haß gegen die Revolution habe sie aus Neapel vertrieben. Sie stehe in vertraulicher Korrespondenz mit der Herzogin von Parma. Der Papst habe ihr eine geheime Mission an die Königin von Spanien anvertraut.

Alle stimmten überein im Lobe ihrer Wohlthätigkeit. Des vergangenen Winters sei man ihr begegnet, bei Schnee und Glatteis, wie sie von Hütte zu Hütte ging, auf dem Berg St. Geneviève, und mit vollen Händen — ein Bild der Barmherzigkeit. Sie schlage es aus, zu Hofe zu gehen, und verrathe nur die lebhafteste Theilnahme an den frommen Stiftungen der Kaiserin.

„Hören Sie, wie man Sie bewundert," sagte plötzlich Herr von Chavailles. „Ich konnte es nicht besser ausdrücken und ich be—"

Ein strenger Blick Cleopatra's schnitt das letzte Wort ab.

„Ich bewundere Sie doch," ergänzte der Herzog.

„Weil Sie heute so liebenswürdig sind," sagte die Herzogin zu ihrem Kousin, „so sollen Sie mit uns zu Mittag essen — wenn Sie nicht überm Flusse zu thun haben."

„O über'm Flusse drüben!" wiederholte Cleopatra mit erhabendster Verachtung.

„In Ihrer Nähe, Madame, scheint es mir, als habe ich den Fluß der Vergessenheit überschritten, ich weiß Nichts mehr von der Vergangenheit, ich gehöre nur der gegen-

wärtigen Stunde. Was werden wir heute Abend beginnen?"

„Sie sind sehr neugierig! Lieben Sie das Reversispiel?"

„O Madame, das Lotto — kurz Alles was Sie wollen."

„Im Odeontheater wird vielleicht eine Tragödie gegeben, wenn Sie die Alexandriner lieben —"

„Um in's Theater zu gehen, zöge ich doch vor über den Fluß zu gehen."

„Nun, so bleiben wir bei mir."

„Das ist mir lieber, erzählen Sie uns von Italien, Sie erzählen so gut."

Man speiste bei Cleopatra, das Diner verlief etwas schweigsam, ernsthaft, ein wenig monoton. Es schien als ob Cleopatra sich in Gesellschaft ihrer zwei Gäste ganz wohl fühle, sie, die alle Tage das Geräusch lustiger Gäste bei üppigen Mahlen ertrug. Hier herrschte nicht der Luxus aus der rue du Cirque. Dieser alte Diener mit weißem Haar, im Dienste vornehmer Häuser ergraut, hörte Nichts was gesprochen wurde, und war so den unverschämten Bedienten sehr unähnlich, die scheinbar nicht an den Thüren horchen, aber Alles aufschnappen, was im Salon gesprochen wird und im Vorzimmer darüber lachen.

In der rue St. Dominique war Alles ernst und einfach, selbst der Wein. Es war ein alter St. Emilien, so alt, daß er sogar schon an Farbe und Bouquet verloren hatte. Was lag daran? An dieser Tafel gab man wenig auf Essen und Trinken.

Abends wurde Whist gespielt. Cleopatra sprach über

Italien, sie erging sich in ergreifender Beredtsamkeit über das Italien von ehemals, hier sei, behauptete sie, die wahre Heimat Gottes, der Künste und der Ruinen. Bitter spottete sie über das Italien von jetzt.

„Jetzt herrschen dort Barbaren," rief sie aus. „Wenn der Vatican ihnen auch noch seine Thüren öffnen sollte, so wird Raphael, der letzte Italiener des goldnen Zeitalters, auch noch verbannt werden, und man wird auf die marmornen Bruchstücke der sixtinischen Kapelle schreiben:

„Hier liegt Italien begraben."

Herr von Chavailles ergriff Cleopatra's Hand, küßte sie und rief bewegt:

„O, Marquise, wie sie das zu sagen verstehen! Aber man darf noch nicht verzweifeln."

„Wie mußten Sie sich in Rom verstehen," sagte die Herzogin.

„Wir haben uns kaum gesehen, ich sagte es Ihnen schon, Kousine. Ich besuchte eines Tages ein Palais auf dem Corso, um eine Raphaelische Madonna zu sehen, welche der Cardinal Cerruchi mir zeigen wollte. Plötzlich erschien die Frau Marquise im Salon — ich war geblendet. Der Cardinal stellte mich ihr vor, wir unterhielten uns fünf Minuten, das war Alles. Für mich war es schon zuviel. Auch muß ich gestehen, daß ich mich an die Raphaelische Madonna nicht mehr erinnern kann."

„Wollen Sie gleich still sein," sagte Cleopatra, „wenn sie hier wäre, würden Sie sie eher betrachten als mich."

Die Marquise klingelte.

„Wilhelm, bringen Sie das Oelgemälde aus meinem Schlafzimmer.“

Der Diener brachte die Madonna von Raphael herein.

„Nun?“ fragte Cleopatra den Herzog.

„Nun ja, ich erkenne sie wohl; doch wenn dieses Bild sprechen könnte, würde es mir noch nicht so viel sagen, als Sie mir sagen, wenn Sie schweigen.“

„Redensarten, Redensarten! Gehen Sie, Herr Herzog, es ist Zeit und Ihre schöne Kousine gähnt verstohlen. Sie sollte das nicht verbergen, denn sie gähnt mit unnachahmlicher Grazie. Es giebt Frauen, denen Alles gut steht, was sie thun.“

Die Herzogin stand auf.

„Ich will nichts hören, Sie Schmeichlerin. Was werden wir morgen thun?“

„Morgen werden wir Herrn von Chavailles nicht bei uns sehen, er möchte uns zerstreuen. Wir gehen morgen in die Predigt, dann mache ich zwei bis drei Besuche, ich lese im heiligen Augustin oder der heiligen Therese, das sind Freunde, die nicht die dämonische Beredsamkeit des Herrn von Chavailles besitzen.“

„Aber, Madame, wenn ich mit anderen Frauen spreche, bin ich ganz vom heiligen Augustin erfüllt und der heiligen Therese, alle Welt soll für ihr geistliches Heil sorgen, nur Sie nicht und ich.“

„Und ich?“ fragte die Herzogin.

„Sie zu bekehren, ist nur der Teufel schlau genug.“

Als Cleopatra allein war, lehnte sie sich in ihren Fauteuil zurück und verfiel in tiefes Nachdenken. Sie

folgte im Geiste den Windungen ihres Lebensweges, sie befragte die Sphinx Zukunft und sagte sich, wie Montaigne: „Was weiß ich?“

Warum führte Cleopatra eine doppelte Existenz?

Sie war ein seltsames Wesen. Der Geist des Guten und der Geist des Bösen wirkten gleich mächtig in ihr, sie fühlte sich bald unter den Erwählten im Reiche des Geistes, bald als Sünderin in den Abgrund gezogen. So wußte sie nicht anders der Doppelnatur in ihrem Wesen zu genügen, als indem sie zwei Existenzen führte, von denen die eine der andern diametral entgegengesetzt war. Heute bewegten sie alle großen und ernsten Bestrebungen und reinigten ihre Seele, wie der Morgenwind die Wolken verjagt — morgen stieg wieder ein Gewitter nieder, durchdrang sie mit elektrischer Gewalt und riß sie fort, allen Thorheiten in die Arme.

Um diese beiden fremdartigen Geister in ihr zu vereinigen, wagte sie ein so gefährliches Spiel, in zwei verschiedenen Gestalten zu existiren — es möchte wohl das Ideal mancher Frau sein! — sie lebte doppelt: hier im Heiligenschein guter Handlungen und frommer Werke, dort in der Verblendung und dem Rausch der Sünde.

Es gehörte Muth zu solchem Treiben, doch entsprang er nicht aus der moralischen Größe eines Philosophen,

der die Naturkräfte beobachten will, die um unser Herz und unsere Seele beständig im Streit liegen — ihr Impuls war ein romantischer Zug, und ein wenig Laune; sie gehorchte ganz dem Drange weiblicher Unersättlichkeit, wollte bald eine heilige Therese, bald eine Marion Delorme sein; bald Gott, bald die Menschen erobern.

Die eigenthümliche Idee: in den Champs Elysées die excentrische Courtisane, und im Faubourg St. Germain die fromme vornehme Dame zu spielen, war Cleopatra erst nach der Rückkehr von ihrer italienischen Reise gekommen; eigentlich während der Reise selber. War sie nun wirklich die Frau des Marquis Cavoni, oder nur seine Geliebte — das bleibt dabingestellt — so hatte sie doch jedenfalls in Rom ihr ungestümes Herz bezwingen, ihren Leidenschaften Zaum und Zügel anlegen müssen. In Rom war für ihr Treiben ohnedies kein rechter Spielraum; Paris aber war der Ort ihren kühnen Plan in Ausführung zu bringen, denn hier im bunten Treiben nimmt man so oft die Leute für das, was sie vorstellen wollen, — man hat nicht Zeit die Masken zu lüften — und die Frauen behalten immer Recht, sie mögen thun was sie wollen. Nur eine der beiden Rollen zu spielen erschien Cleopatra sehr langweilig. Der Wechsel verschönt das Dasein und nach dem Gewitter erscheint der blaue Himmel noch einmal so schön.

Die Geldfrage, welche immer die wirklichste Lebensfrage ist, setzte glücklicherweise kein Fragezeichen hinter Cleopatra's Project. Sie brachte eine Rente von achtzigtausend Livres aus Italien mit, und war es auch nicht genug, eine große Rolle in Paris zu spielen, so war es doch mehr als

hinreichend um mit einiger Würde im Faubourg St. Germain aufzutreten.

Wirklich hatte sie mit den achtzigtausend Franks Rente in einem kleinen Hotel der rue Dominique einen einfachen Hausstand gegründet, in welchem der Styl den Luxus ersetzte. Sechstausend Franks für die Miethe, sechstausend für ihren Wagen und zwölftausend Franks für ihre schwarzen Kleider, ihre wenigen Diners und ihre drei dienstbaren Geister — so hatte sie ihr Budget streng geregelt, denn sie wollte nicht, daß das Geld Cleopatra's der Marquise Cavoni zu Gute käme, mit alleiniger Ausnahme der Almosen.

Ein solches Doppelleben möchte wohl ein Ideal für manche Frauen sein. Und für welche Frauen? Sowohl für die vornehmen Damen romantischen Sinnes, als auch für die Courtisanen aus einer höhern Sphäre. — Zum Beispiel bewunderte die Herzogin von Armailly die Kühnheit der Marquise, und dachte oft darüber nach, ob sie es nicht ebenso machen könne.

Ich kenne mehrere Damen, die eine ähnliche doppelte Rolle spielen, doch in gehöriger Entfernung eine von der andern halten, sie spielen die Tugendvolle in Paris, und treiben das Spiel mit den Leidenschaften in London. Sie fehlen weder je in einer Predigt des Pater Felix noch auf einem Opernballe.

Cleopatra würde vielleicht genug gehabt haben mit den Opernbällen, wenn der Carneval das ganze Jahr oder wenigstens den ganzen Winter gedauert hätte; aber war es nicht auch bequemer, ihre Träume nach ihrer Laune und

zu der Stunde, wo sie wünschte, zur Wirklichkeit zu machen? So lebte sie, ihren augenblicklichen Einfällen nach bald im Schatten trüber Tage, bald im Sonnenschein der Tage der Freude.

Als sie sich das verwegene Unternehmen ausgedacht hatte, fürchtete sie nicht in Paris erkannt zu werden, wo sie nur vorübergehend mit Rudolf von Marzillac gewesen war. Im Faubourg St. Germain behielt sie den Namen Vittoria Cavoni, den sie in Rom trug. In den elysäischen Feldern taufte sie sich selbst Cleopatra.

Keine Woche ging vorüber ohne daß sie ihre Rolle als vornehme Dame und wieder als Courtisane spielte. Alle Sonntage war sie in St. Germain um die große Messe in St. Clotilde zu hören, indeß — sagte sie ihren Freundinnen der Vorstadt St. Honoré — sie sei auf ihr Schloß gereist und ihren Freundinnen von St. Germain sagte sie wieder, daß sie auf ihre Güter ginge.

Es ist in Paris nicht schwer seinen Nächsten zu täuschen, seit man die Aufrichtigkeit nur noch auf dem theatre français suchen darf.

— — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen ging sie zu Fuße aus, in Begleitung ihrer treuen Martha, sie begab sich zu der Herzogin und warf sich weinend in ihre Arme.

„Sie sind schon eingeweiht in mein Geheimniß, so will ich Ihnen Alles sagen. Vorgestern — denn gestern wollte ich vor Herrn von Chavailles Nichts merken lassen — vorgestern bin ich meinem Vater in der Avenue de l'Impératrice begegnet."

Sie erzählte ihrer Freundin die ganze Scene.

„Das ist auch der Mühe werth, die halbe Zeit in Fasten zuzubringen, damit Sie schließlich Ihr Vater im Carneval überrascht.“

„Ich bin in Verzweiflung. Meine Schwester verheirathet sich, und ich habe nicht einmal das Recht für sie beten zu gehen.“

„Wer verhindert Sie daran? Das Recht zu beten verliert man nie.“

„Beklagen Sie mich, theure Freundin. Die Verzweiflung hat mich mit festem Griffe gepackt, und sie wird mich tödten. Nichts macht mir mehr Freude.“

„Und Sie können so sprechen? Was ist denn aus der Frau geworden, die ihrem Jahrhundert trotzt.“

„Ich trotze meinem Jahrhundert, aber meinem Vater kann ich nicht trotzen.“

„Aber, meine Liebe, wenn Sie schon ein Doppelwesen sind, so leben Sie mit dem Theil ihres Wesens, welcher nicht verwundet ist. Ihr Vater hat Cleopatra in die Welt gesetzt; Sie haben die Marquise Cavoni geschaffen: So flüchten Sie sich zu dieser und finden Sie Vergessenheit.“

Die Herzogin verstand Cleopatra vortrefflich!

„Ihr Vater hat gestern die Cleopatra im Bois de Boulogne getroffen, so kehre denn Cleopatra nicht dahin zurück. Aber die Marquise Cavoni möge in meinen Landau steigen und ihrem Vater von Angesicht zu Angesicht begegnen.“

„Ja,“ sagte Cleopatra und richtete sich auf.

Sie gingen in's Bois de Boulogne, wie sie besprochen, aber Cleopatra traf ihren Vater nicht.

Bekümmerte Herzen.

Desselben Tages, gegen Abend, holte der Herzog von Chavailles Rudolf von Marzillac ab und fuhr mit ihm in's Bois de Boulogne.

Die beiden Freunde stiegen am Ufer des Sees aus und ließen alle die glänzenden Schmetterlinge der „demi-monde“ Revue passiren.

„Ich finde unsere männersüchtigen Amazonen heute nicht besonders zahlreich vertreten,“ sagte Rudolf.

„Weil Du Cleopatra nicht siehst, sagte der Herzog von Chavailles. Weißt Du, daß Du mich beunruhigst?“

„Nein, Du beunruhigst mich mit Deiner Marquise, antwortete Rudolf. Sie ist eine Puritanerin, die ihr Herz in Gebeten vergeudet.“

„Das ist es eben, damit hat sie mich gefangen. Wenn ich ihr nahe bin, fühle ich mich in einer eigenthümlich jungfräulichen Sphäre. Wenn ich Poet wäre, würde ich diese Empfindung vergleichen mit Dem was uns beim Aufgang der Sonne, im Waldesdunkel oder beim Anblicke des ewigen Schnees ergreift. Ich empfinde mehr Vergnügen die

Spitzen ihrer rosiger Finger zu küssen, als meine Lippen in das aufgelöste Haar einer Anna zu wühlen.“

„Ja ich verstehe,“ sagte Rudolf, „es gibt Augenblicke in denen man die blasse Rose des Waldes der üppigen Moosrose vorzieht, — um poetisch zu sprechen wie Du. Führe mich doch bei der Marquise ein.“

„Nein, Du kennst meine Grundsätze, sie sind nicht die von Neun und achtzig, ich führe nie einen Freund ein bei der Frau, die ich liebe. Auch empfängt sie nie Besuche. Ich bin kaum zwei oder dreimal mit meiner Cousine hingekommen. Höchstens treffe ich sie mitunter in einem der Salons von da unten. Sie lebt sehr zurückgezogen, sehr einsam, ihren Studien hingegeben. Sie sagte mir neulich lachend, daß sie nie den Fluß passirt habe. Von ihrem Hotel in der Straße St. Dominique ist es nur wenige Schritte bis zur Kirche St. Clotilde, dorthin geht sie jeden Morgen die Messe zu hören. Sie besucht auch den Erzbischof, sie geht zu ihren Armen — nach Hause zurückgekehrt schreibt sie an die Herzogin von Parma, an den Cardinal Antonelli, ich glaube sogar, sie schreibt an den Papst.

„Abends geht sie zu der Herzogin, zu der Marschallin, hier und da zu unsern bekannten Damen, fast nie in’s Schauspiel. Sie ist es, nicht Deine Cleopatra, die wie die Patti singt. Du solltest sie hören, ihre Stimme ist reizvoll und ergreifend zugleich. Was soll ich weiter sagen? ich liebe sie. Nicht mit jener stürmischen Leidenschaft, es liegt etwas Mildes, Süßes, Natürliches in dieser Liebe.“

„Ja, es ist ohngefähr wie ein Violinsolo nach einem

Concert mit vollem Orchester. Du bist glücklich zu preisen, daß Du auf diese Art liebst. Mich versetzt meine Liebe in die Hölle, ich winde mich in hellen Flammen. O diese Cleopatra! — Ich werde noch daran sterben."

„Bist Du toll? Cleopatra will nicht den Tod des Sünders."

„Sie ist ein sonderbares Wesen. Ich glaube, Du wirst eher bei Deiner puritanischen Marquise reüssiren, als ich bei dieser verliebten Courtisane etwas ausrichten werde. Es ist leichter der Liebhaber einer Frau zu werden, als es noch einmal zu werden, wenn man es früher war und nicht mehr ist."

„Führe mich doch zu Deiner Cleopatra."

„Aber ich gehe ja selbst nicht hin."

„So laß uns hingehen."

„Man hat nicht freien Eintritt bei ihr wie in einer Mühle."

„Hat sie Hellebardiere an ihrer Pforte? Tugend-Drachen, die die Aepfel der Hesperiden hüten?"

„Nein, so mythologisch ist sie nicht; aber sie ist fantastisch und gehorcht nur der Eingebung ihrer Launen. Gleichviel, wir gehen zu ihr. Ich gestehe Dir obenein, weil ich wider Willen in's Plaudern gekommen bin, daß ich nicht den Muth zu leben habe, ohne sie zu sehen. Ich kenne eine ihrer Freundinnen."

„Wen denn?"

„Eine Thörin, die nur die Carreau-Dame heißt, ich weiß nicht warum."

„Ich weiß es wohl: ganz einfach darum, weil sie Rachel heißt."

„Nun also: dieses Mädchen hat ein Landhaus in Bougival. Laß uns dort ein kleines Mahl im Freien geben; Cleopatra wird kommen, ohne eine Ahnung, wen sie dort treffen soll. Ich sah sie viermal seit meiner Rückkehr: einmal in der Oper, beim Concert in den elysäischen Feldern, auf der Treppe des café anglais, endlich vorgestern hier im Bois de Boulogne. Sie hat mich nicht erkannt."

„Oder wollte sie Dich vielleicht nicht erkennen."

„Möglich; ich bin braun geworden, ich kenne mich oft selbst nicht mehr. Als ich Sie verließ, war ich ein Kind."

„Und Du glaubst, Du bist seitdem ein Mann geworden?"

„Ja ein Mann, der innerlich doch noch ein Kind ist."

Herr von Chavailles entzündete an Rudolf's Cigarre die seine, plötzlich stand er still.

„Was hast Du denn?"

„Ich sah die Marquise vorüberfahren. Das ist seltsam, denn sie besucht die gemischte Gesellschaft hier sonst nicht."

„Die verschleierte Frau dort in dem Landau?"

„Ja verschleiert; Du solltest richtiger sagen maskirt, denn sie spielt mit dem Sonnenschirm um alle Neugierigen zur Verzweiflung zu bringen."

„Sie hat Dich gesehen, denn sie dreht den Kopf nach der anderen Seite."

„Ist sie nicht schön in ihrem Hochmuthe und ihrem Adelsstolze?"

„Ja sehr schön, aber Du weißt, sie ist nicht meine Art von Schönheit; ich liebe die Blonden; die Italienerinnen und Spanierinnen überlasse ich Dir. Für mich fängt das weibliche Geschlecht erst auf dem rechten Ufer der Loire an. Ich liebe vor allem die Frauen, die dem Nebel entstammen, denn der Nebel erhält die Haut fein und weich, während die Sonne sie verbrennt, sie zusammenzieht, und durch ihre beständigen Angriffe härtet. Eine wahrhaft jungfräuliche Gestalt — in meinen Augen — trägt nicht die Spuren der glühenden Küsse dieses Don Juan am Himmel.“

„Wo hast Du schon gesehen, daß die Sonne Etwas verderbe? Sie ist die Seele der Welt und die Seele der Schönheit.“

„Bringt Dein Nebelland so königliche Frauen hervor wie die Marquise ist?“

„Glaubst Du denn, daß Cleopatra nicht eben so königlich schön ist als die Italienerin?“

„Du citirst mir da nur eine Ausnahme.“

„Und Du auch.“

„Ich kenne die Engländerinnen mit ihrem unreinen Teint, die Flamänderinnen mit ihren schläfrigen Mienen.“

„Ich kenne die Spanierinnen und die Neapolitanerinnen; Pygmäen mit hängenden Haaren, bärtig, früh gealtert; die Römerinnen und die Florentinerinnen. . . .“

„Still die Marquise kommt an uns vorbei. Laß uns sie ernsthaft grüßen.“

Die beiden Freunde grüßten die Marquise mit tiefem

Respekt. Sie neigte den Kopf mit der stolzen Grazie des Schwans.

„Du hast Recht,“ sagte Rudolf, „das ist Cleopatra als Brünette.“

„Cleopatra vor dem Sündenfalle.“

„Wer weiß; Nichts verräth sich weniger im Aeußern als die Sünde. Sie grüßte Dich wie von der stolzen Höhe ihrer Tugend herab, und doch lächelte sie Dich an mit einem Ausdrucke, der mir zu Herzen gegangen ist.“

Herr von Chavailles strahlte vor Freude.

„Heute Abend gehe ich zu meiner Cousine. Steigen wir wieder in den Wagen.“

„Du willst der Marquise folgen? Warte doch einen Augenblick, ich möchte sehen, ob Cleopatra nicht hier ist.“

Rudolf nahm den Arm des Herzogs und führte ihn zurück. Sie gingen wieder bis zum Ufer des kleinen Sees zurück, aber Cleopatra ließ sich nicht sehen.

„Warum ist sie heute *nicht* ins Hölzchen gekommen?“ fragte sich Rudolf.

„*Warum* ist die Marquise heute hierher gekommen?“ dachte Herr von Chavailles.

Die Herzogin von Armailly.

Cleopatra hatte die Herzogin von Armailly bald nach der Rückkehr von ihrer italienischen Reise kennen gelernt. Ein Brief des Cardinals Antonelli hatte sie zu der Mar-

schallin geführt, welche Cleopatra in ihrem Salon empfing, und sie allen ihren Freundinnen vorstellte. Schön wie sie war, sanft wie sie erschien, und voll Grazie und Liebenswürdigkeit, bemühten sich gleich Alle um sie; um so mehr als sie die Lebhaftigkeit ihres Geistes um die Hälfte zurückhielt, und davon sprach, einsam nur ihren Studien zu leben.

Bei der Marschallin traf sie die Herzogin, dieser gefiel Cleopatra nicht; sie kam ihr ein wenig wie Lady Tartuffe vor. Kurz die Marquise Cavoni riß die Herzogin nicht hin; das war der Cleopatra vorbehalten.

Die Herzogin von Armailly ist eine der vierundzwanzig Herzoginnen von St. Clotilde, deren Wappen im goldenen Buche unter den unbeflecktesten glänzt. Einige böse Zungen im Faubourg St. Germain behaupten, die Herzogin sei im Kloster schon öfter hinter die Schule gelaufen, und habe mit ihrem Manne Versteckens gespielt. —

Man hatte früher oft von der Leidenschaft der Herzogin für einen schönen jungen Mann gesprochen, einen Secretär von der Gesandschaft, welcher drei Jahre lang nur für sie lebte.

Diese Leidenschaft erhob schon die Herzogin zu dem Range einer berühmten Heldin, als eines Abends ihr Held, halb Werther und halb Don Juan, ohngefähr so zu ihr sprach:

„Du mein Leben und Du mein Tod; ich bin zu Grunde gerichtet. Von zwei Seiten droht mir das Gefängniß. — Du sagtest mir ich sei schön; so wollte

ich auch die schönsten Pferde haben, die schönsten Möbel, die schönsten Waffen. Ich war der flotteste Spieler diesen Winter. Ich habe so viel Preise beim Wettrennen gewonnen, daß ich mich zuerst d a b e i ruinirt habe. Das Spiel gab mir den Rest. Diese Nacht habe ich auch verloren und nicht bezahlt. Ich bin in Verzweiflung und ich will sterben."

„Sterben!" schrie die Herzogin.

Und sie warf sich in die Arme ihres Geliebten.

„Ja, sterben," wiederholte er. „Du hast mir oft gesagt, Du wollest mit mir sterben, um das Glück nicht zu überleben: nun wohlan, der Augenblick ist gekommen."

Die Herzogin, wie ergriffen von einer heroischen Idee erhob sich mit flammenden Augen, mit zurückgeworfenem Haar und den Kopf hoch erhoben, und sagte mit dem tragischen Ausdrucke einer Frau, die ein großes Opfer bringen will:

„Wohlan, mußt Du sterben, — so stirb!"

So war die Herzogin, so ihre Art die Dinge tragisch zu nehmen und sich zu opfern.

Wer weiß auch, ob diese Geschichte wahr ist, denn die sie erzählten waren Freundinnen der Herzogin.

Ihre Freundinnen sagten von ihr: wenn sie auch einen etwas abenteuerlichen Sinn habe, so bleibe sie doch stets diesseits der Sünde stehen, und wage nicht die Grenze zu überschreiten.

Die Herzogin sah Cleopatra zum ersten Male auf einem Opernballe. Der Zufall, der die Karten oft seltsam mischt, hatte Beide in dieselbe Loge geführt, wo sie sich ge-

genseitig in ihren Geist und ihre Schönheit verliebten. Die Herzogin hielt Cleopatra für eine vornehme Dame, und Cleopatra hielt die Herzogin für eine leichtfertige Schöne.

Später soupirten sie zusammen, sie berauschten sich an demselben Weine und an denselben Gesprächen. Die Herzogin hatte sich noch nicht demaskirt. Plötzlich rief Cleopatra:

„Ich trinke auf das Wohl einer d'Armailly!“

Die Herzogin zog ihre Halbmaske noch mehr herab.

„Ich kenne Dich schöne Maske, Du bist die Herzogin von Armailly,“ flüsterte Cleopatra in das Ohr der edlen Dame.

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Die Marquise Vittoria Cavoni.“

„Sie kennen sie?“

„Sehr genau.“

„Diese fromme Dame die nur in die Messe geht?“

„Ich gehe auch in die Messe.“

„In die Mitternachtsmesse! Ich liebe Ihre Marquise nicht eben sehr.“

„Ich weiß wohl. Sie haben Unrecht.“

„Warum?“

„Weil Sie einander sehr ähnlich sind. Sie besitzen dieselben Tugenden, Ihnen drohen dieselben Versuchungen.“

Endlich verrieth Cleopatra selbst — etwas erregt wie sie durch den genossenen Champagner war — ihr Geheimniß.

„O Weib in doppelter Gestalt, wie ich Dich verstehe! Möge Diejenige unter uns — die sich noch nie in die beiden so verschiedenen Rollen aus der Komödie des menschlichen Lebens hineingeträumt hat, den ersten Stein auf Dich werfen!“

So entstand zwischen Cleopatra und der Herzogin eine Freundschaft auf Leben und Tod.

Im nächsten Sommer trafen sich die beiden Frauen in einem Seebade, wo Cleopatra die Marquise Cavoni nicht spielen konnte und wollte; — und die Herzogin, hingerissen von der Anziehungskraft dieses schönen Wesens, setzte sich über die öffentliche Meinung hinweg und blieb ihre Freundin auch vor der Welt.

Sie bewohnten das nämliche Hotel, sie speisten an derselben Tafel, sie badeten zusammen.

Die Freundinnen der Herzogin wunderten sich über diese Vertraulichkeit, sie aber sagte lustig:

„So wißt Ihr also nicht, daß ich eine Bekehrung unternommen habe? Die Cleopatra hat sich schon bestimmen lassen, meinen Beichtvater zu nehmen.“

Von da an sahen sie sich öfter in Paris. Wenn die Marquise Cavoni zu lange in der rue du Cirque sich aufhielt, wagte die Herzogin sie hier und da einmal verstohlener Weise zu besuchen; denn sie war neugierig, wie eine echte Eva, die Atmosphäre berühmter Sünderinnen näher kennen zu lernen.

Cleopatra war auch einmal als Cleopatra zu der Herzogin gekommen, und diese, die immer noch zu muth-

willigen Streichen aufgelegt war, hatte sie ihren alten Familienporträts — so nannte sie ihre hochgeborne Gesellschaft von St. Germain — als ein junges Mädchen vorgestellt, das in ein Kloster gehen wollte.

Man wundere sich nicht allzu sehr über dieses Durcheinander in der Gesellschaft von Paris. Diese Weltstadt ist das Babel der Leidenschaften.

So begegnen die Frauen der verschiedensten Abkunft und Lebensweise sich überall — im Theater sitzen sie Loge an Loge, in der Kirche Stuhl an Stuhl, im Bois de Boulogne streifen sich ihre Wägen, bei der Nätherin ihre Kleider.

Der Mann ist der Verbindungsstrich zwischen den getrennten Gliedern. Wie oft trifft Arthur oder Anatole mit einer Klappe zwei Fliegen, d. h. er grüßt die Courtisane und die Dame von Stande mit derselben Bewegung und demselben Lächeln! Er vergißt bei der *Einen* den Roman, den er der *Andern* bringen wollte, er gibt *Dieser* das Bouquet weißer Maiglöckchen, das für *Jene* bestimmt war.

Der Liebesbrief bekommt manchmal die verkehrte Adresse, und der Liebende selbst verirrt sich Abends in die unrechte Thür.

Auch mit der Sprache nimmt er es nicht genauer als mit der Geographie; er sagt zu der Einen, was er zu der Andern hätte sagen sollen. Ja noch besser, er macht die Bemerkung, daß er bei der Aristokratin leichter Gehör findet, wenn er den vertraulichen Ton bei ihr anschlägt, in dem er mit leichtfertigen Mädchen verkehrt.

Madame *** riecht an Gott weiß was für einem Reispulver, daß ihr Liebhaber von Mademoiselle *** kommt; — eine Gräfin sagt zu einem Gesandtschaftssekretär: Sie haben mich getäuscht, Mademoiselle X. hat Sie mit diesem Hirnkatarrh angesteckt, ich sah sie gestern im Theater gähnen.

O Zeit, o Sitten! Und doch war es immer so. Ninon, ließ Komödiantinnen zu sich kommen, diese gingen wieder mit Courtisanen um. Frau von Maintenon aber besuchte sie auch, und diese war die Beschützerin des vornehmsten adeligen Stifts, der demoiselles de Saint-Cyr. So war Ninon der Zentralpunkt, in dem sich die schärfsten Kontraste berührten.

Von Alters her verkehrten die Koquetten gern mit leichtfertigen Frauen — die Koquetten aber gehören der besten Gesellschaft.

Wenn die Herzogin und die Courtisane sich im Bois de Boulogne begegneten, so winkten sie sich mit Hand und Augen einen Gruß zu, der von allen Andern unbemerkt blieb; nur die Eingeweihten erkannten den Ausdruck der tapfersten Freundschaft.

Cleopatra will die Hand der Marquise Cavoni nicht vergeben.

Die Herzogin erschien eines Morgens in der rue du Cirque und wurde von Cleopatra in ihrem Blumenzimmer empfangen.

„Rathen Sie, warum ich komme?"

„Also nicht, um mich zu sehen?"

„Ich komme um Sie zu freien; ich bitte Cleopatra um die Hand der Marquise Cavoni."

„Welche Thorheit! Wem würden Sie mehr Schaden zufügen, mir oder Demjenigen . . ."

„Keinem von Beiden. Die Ehe ist immerhin —"

Cleopatra unterbrach die Herzogin, indem sie ihr einige Theerosen reichte.

„Die Ehe — meine schöne Herzogin — ich bin davon zurückgekommen, ohne sie begonnen zu haben. Sagte ich es Ihnen nicht? Ich sollte um Mitternacht verheiratet werden, entfloh aber eine Minute vor Mitternacht mit meinem Geliebten. Wenn die Ehe eine göttliche Bestimmung ist, so ist sie eben darum der menschlichen Natur nicht ganz entsprechend. Ist es recht, eine Frau dieser Bestimmung wegen auf immer in das Gefängniß einer Pflicht einzusperren, von der sie oft keinen Genuß, für die sie kein Herz hat? Weiß sie zuvor, ob sie die Liebe in der Ehe finden wird, oder ob sie als Mutter eine Entschädigung finden wird? Alles in der Welt erneuert sich von Zeit zu Zeit, erwacht wieder zu neuem Leben. Die Frau allein — denn ich spreche hier nicht von dem Manne — soll stets in denselben Zuständen und Fesseln bleiben, sie soll nie erwachen zu einem neuen Leben, oder Etwas in ihrem Dasein verändern können, und doch hat sie kein Jugendleben hinter sich, keine Erfahrungen und Befriedigungen wie der Mann, der da sagt: Die Jugend muß sich austoben."

„Es ist wahr, meine Liebe — aber wenn eine Frau schon ihre Jugend genossen hat — wie Sie — verzeihen Sie —“

„Ich spreche nicht von mir, denn die Frauen, die mit der Liebe angefangen haben, dürfen nicht mit der Liebe enden. — Wer ist denn der Thor oder Schelm, der sich das kühne Unternehmen ausgedacht hat?“

„Weder Thor noch Schelm, denn ich hätte mich sonst nicht zur Gesandtin hergegeben — mein Kousin bittet um die Hand der Marquise Vittoria Cavoni.“

„Ihr Cousin, Herr Guy von Chavailles?“

„Er ist es, er hat mir sein Herz eröffnet, er liebt Sie leidenschaftlich.“

„Es ist zu spät. Wie glücklich hätte es mich gemacht, Ihre Cousine zu werden!“

„Ist es jemals zu spät zu etwas Gutem?“

„Ja, meine Liebe; — ganz besonders für diese unmöglichen Heiratsprojekte gilt das umgekehrte Sprichwort: „Besser nie als spät.“

„Müssen Sie mir nicht Recht geben?“

„In Hinsicht auf Sie noch mehr als seinetwegen, denn Sie sind doppelt glücklich und würden nachher nicht mehr glücklich sein.“

„Doppelt glücklich! Ich habe Tage, an denen ich nicht weiß, welche Rolle ich spielen soll, um mir selbst zu entfliehen.“

„Wie? Cleopatra, mit Blumen und Beifall überschüttet, wollte von der Szene abtreten, ehe das Stück zu Ende ist?“

„Sie haben Recht, theure Herzogin, ich will bis zum Ende meiner Laufbahn gehen; aber ich fühle schon den ersten Biß der Natter, die unter den Blumen verborgen ist.“

Warum Cleopatra am 2. Juli 1863, Morgens sieben Uhr, ihrer Kammerfrau klingelte.

Am 2. Juli 1863 klingelte Cleopatra um sieben Uhr Morgens.

Leontine fuhr aus tiefem Schlaf empor, trat in das Schlafzimmer ihrer Gebieterin und sah mit Erstaunen, daß die Vorhänge bereits aufgezogen waren, denn sie war nicht gewohnt, vor eilf Uhr den Sonnenstrahlen hier Eingang zu gestatten.

„Was sehe ich? Madame sind schon aufgestanden, schon frisirt, schon ...“

„Schnell, ziehe mir die Schuhe an.“

„Madame sind so bleich! Was ist denn geschehen?“

„Nichts; aber ich will keine Sekunde verlieren. Wo ist mein Meßbuch?“

„Es liegt im Salon, auf dem Tische.“

„So nehme ich es im Vorübergehen.“

Cleopatra befestigte eiligst ihren Hut, während Leontine den Mantel holte. Sie nahm die Handschuhe, den Sonnenschirm und das Buch.

„Ich bin für Niemanden zu Hause, selbst nicht für Max.“

Eilig stieg sie hinab und ging ohne sich umzusehen, nach der Kirche Saint Philippe du Roule.

Weßhalb mochte Cleopatra an diesem Tage schon so Früh, um sieben Uhr in die Kirche gehen?

Abends vorher erhielt Cleopatra von unbekannter Hand einen Brief. In dem Kouvert fand sie folgende gedruckte Anzeige:

„Georg von Hercigny, Advokat in Troyes, Mitglied des General-Konseils, Ritter der Ehrenlegion, hat die Ehre, Ihnen die Verehelichung seiner Tochter Caroline mit Herrn Leopold Cavalier, Substituten des kaiserlichen Prokurators zu Rheims, ergebenst anzuzeigen. Sie werden gebeten, der kirchlichen Einsegnung, welche am Mittwoch den 2. Juli präcise zwölf Uhr in der Kirche Saint Étienne du Mont stattfinden wird, freundlichst beizuwohnen."

Diese Einladung hatte Cleopatra auf ihrem Nachttische gefunden. Unter Thränen hatte sie sich zur Ruhe begeben. Eine Stunde später klopfte Max an ihre Thüre. — Sie wollte ihn nicht sehen.

Sie kämpfte die ganze Nacht mit den Erinnerungen an ihre Jugendjahre. Bald gedachte sie mit Sehnsucht dieser süßen Zeit der Vergangenheit; bald suchte sie sich zu überreden, daß sie den Frieden des Herzens in der Langeweile des bürgerlichen Lebens in der Provinz doch gefunden haben würde; und wieder ergriff sie das dunkle Gefühl, daß die wahre Kraft des Lebens doch nur solchem Boden entsprieße.

Lange schon hatte sie nicht vom Grunde des Herzens

gebetet, sie beschloß die Frühmesse in ihrem Kirchspiele zu hören. — Die Kirche hat das Gute, daß sie selbst auf Die einen erhebenden Eindruck macht, welche nicht katholisch sind; selbst auf Die, welche nicht Christen sind, ja selbst auf Die, welche die Existenz der eigenen Seele leugnen und daher an Gott zweifeln.

Man könnte über die Pforte der Kirche die Worte aus Dante's Hölle schreiben:

„Ich bin die Zuflucht Derer, die Nichts als die Hoffnung haben!“

Cleopatra, die stolze Cleopatra, betrat gebeugten Hauptes die Kirche Saint Philippe du Roule. Sie war ganz außer Athem, so sehr hatte sie sich beeilt, um nicht zu spät zu kommen. Nur an der Ecke der Straße du Collisée hatte sie sich einen Augenblick aufgehalten. Eine arme Frau ging vorüber, ein Kind an der Brust und zwei etwas größere zerlumpte Jungen an ihrem Rocke nachziehend. Der ganze Anblick ergriff Cleopatra wie ein Schrei des Jammers, bei dem das sorglose Paris einschläft und wieder erwacht.

Cleopatra gab der Armen zwanzig Franks mit einer Miene, als wäre sie die Empfängerin der Wohlthat.

Die Messe begann in der Kapelle der Jungfrau, als Cleopatra ihre Finger in das Weihwasser tauchte. Es schien ihr als habe sie nicht das Recht in dieser Kapelle zu beten, wo, so glaubte sie, nur reine Jungfrauen ihre frommen Empfindungen, wo Mutter ihr Glück und ihren Schmerz Gott zum Opfer brachten. Sie ließ ihren Schleier fallen und kniete nieder, für das Glück ihrer Schwester zu beten.

Allmälig richtete sich ihre Seele auf durch die Kraft des Gebetes, diese unsichtbare Leiter, welche die Sünderin aus der nächtlichen Tiefe ihrer Sünde zu der strahlenden Höhe führt, wo Gott verzeiht.

Ihr Herz schmolz in Thränen. Es war ein frischer Thau, welcher sich über sie herabsenkte und ihr für eine Stunde neues Leben gab. Eine Empfindung überkam sie als ob sie das Kleid der Dejanira ablege, das ihr seit fünf Jahren die Seele versengte. Denn in einigen Tagen wurde es fünf Jahre, daß sie dem väterlichen Hause entflohen war.

Cleopatra kehrte mit fast zufriedenem Herzen nach Hause zurück.

„Meine süße Schwester,“ sagte sie zu sich, „ich habe für Dein Glück gebetet, und fühle mich dadurch selbst beglückt.“

Sie nahm ihre Chocolade, und blätterte dabei in einem Roman. Ein Buch, welches es auch sei, beruhigt das im Kampfe des Lebens aufgeregte Gemüth.

Es wurde geläutet.

„Oeffne nicht,“ sagte Cleopatra zu ihrer Kammerfrau.

„Madame, es ist Herr Max.“

„Sage ihm, er möge morgen wieder kommen.“

„Aber, Madame, er wird böse werden.“

„Nun, so sage ihm, er möge nie wieder kommen.“

Als die Kammerfrau zurückkehrte, hatte Cleopatra den Roman weggeworfen, in dem sie geblättert.

„Das ist nicht das rechte, bringe mir mein Buch.“

„Welches Buch, Madame?“

„Du weißt ja, mein Buch.“

Leontine hatte verstanden, sie brachte ein kleines in Chagrin gebundenes Buch. Es war die Nachfolge Christi.

Ein halbes Jahr nach Cleopatras Flucht hatte die Schwester ihr dieses Buch gesandt zur Erinnerung an ihre ersten Jugendjahre! Beide hatten es zusammen gelesen und wieder gelesen, als Cleopatra noch glaubte, daß das Leben der Seele das wahre Leben sei.

„Liebes kleines Buch,“ sagte sie und drückte es an's Herz, als ob sie im Geiste ihre Schwester umarmte!

Nicht immer ist die Courtisane das, wofür man sie hält.

Um eilf läutete Cleopatra ihrer Kammerfrau.

„Sage André, daß ich in zehn Minuten ausfahren will; er soll sofort das Coupé nehmen, den „Sturm“ und den „Feldherrn“ einspannen; in einer Viertelstunde muß ich im Pantheon sein.“

„Warum haben es Madame nicht früher gesagt?“

„Weil Dich das nichts angeht.“

Zehn Minuten später saß Cleopatra, schwarz gekleidet und verschleiert, in ihrem Coupé.

„Warum mögen diese schönen Pferde so laufen?“ fragten die Vorübergehenden, während der „Sturm“ und der „Feldherr“ durch die Avenue Gabriel, über die Quais und den Boulevard Sebastopol flogen.

Sie mußten so eilen, denn Cleopatra wollte ihre Schwester sehen.

Vor dem Hotel Cluny befahl sie anzuhalten, denn

sie wollte nicht, daß ihr Coupé unter den Wägen der Hochzeitsgäste erkannt würde, und ging bis zur Kirche zu Fuß.

Eine zahlreiche Menge erwartete die Neuvermählte. Plötzlich wurde das Thor weit geöffnet, und die Orgel erklang in heiteren Accorden; Gounod, ein Freund des jungen Ehemannes, spielte sie zur Verherrlichung der Feier.

Das junge Mädchen erschien im Triumphe ihrer Schönheit, Jugend und Unschuld; die schönste Mitgabe zur Ehe.

Wohl ist es der schönste Tag im Leben eines jungen Mädchens, der Tag, wo ihre kindlich heitere Stirn im Schmucke des Brautkranzes strahlt, wo sie am Arme des geliebtesten Freundes voll seliger Befriedigung zum Altare tritt, im weißen schimmernden Gewande, das ein Sinnbild ist ihres ungetrübten Seelenfriedens — und sie nun die Knie beugt, Gott ein Glück darzubringen, das nur er verleihen und heiligen kann.

Ja, es ist der schönste Tag ihres Lebens, denn der andere Morgen — nun das ist eben schon der andere Morgen.

Während Cleopatra's Schwester so triumphirend zum Altare ging, verbarg diese sich in einer Kapelle, doppelt geschützt hinter einem Pfeiler und ihrem Schleier, verschluckte ihre Thränen und betrachtete heimlich das junge Mädchen.

Man sang die Messe, der Pfarrer von Saint-Étienne-du-Mont vergaß nicht in seiner Predigt der abwesenden Schwester zu gedenken, in der er von der Frau im Evangelium sprach, die der Ehe sich entzog um sich der Sünde

zu vermählen. — Gounod improvisirte die erhabensten Psalmen.

Die Hochzeitsgäste begaben sich in die Sakristei um die Königin des Tages zu begrüßen. Die Menge verließ plaudernd die Kirche.

Cleopatra hatte sich nicht gerührt. Gebeugt saß sie betend und weinend inmitten einer Gruppe Gleichgültiger welche aus Neugierde, oder um die Musik zu hören, gekommen waren. Die Kirche an Festtagen, sagte Voltaire, ist die Oper der Bettler. Cleopatra wurde aus ihrer Erstarrung durch folgendes Gespräch erweckt:

„Die Neuvermählte ist sehr schön, nicht wahr?"

„Ja, aber ich glaube, sie hat eine noch viel schönere Schwester."

„War sie hier?"

„Ob sie hier war? — Wissen Sie denn nicht, daß sie eine Mamsell Nichtsnutz ist? Sie hat die schönste Equipage in Paris."

„Ich kenne sie," sagte ein Friseur, der sich in Ruhestand gesetzt hatte, „letzten Winter habe ich sie frisirt: sie ist ein rohes Geschöpf, stolz wie ein Pfau; ich wagte nicht ihr in's Gesicht zu sehen. Mit einem Wort, es ist die Cleopatra!"

„Die Cleopatra! Mein Sohn, der in die Schule geht, hat mir Etwas von ihr vorgeschwatzt. War sie nicht auch einmal in Aegypten?"

„Bist Du dumm! diese ist ja nicht die Cleopatra der alten Zeit, das ist gerade, als wenn Du mich „die heilige Genovefa" nenntest, weil ich Genovefa heiße."

Cleopatra fühlte alle diese Dolchstiche, doch ihr Stolz bäumte sich auf gegen die Nichtachtung, und sie ging mit hocherhobenem Haupte aus der Kirche, als ob sie die Cleopatra nicht kenne, von der die Rede war. Sie erinnerte sich daß Frau von Mailly einst sich den Eintritt in eine Kirche erzwang, bei welcher Gelegenheit die Leute sagten: „Das ist viel Lärm wegen einer leichten Person.“ Man sagt, daß die Geliebte Ludwigs XV. auf diese Beleidigung mit der sanftesten Stimme antworte:

„Wenn Ihr mich kennt, so betet für mich!“

Cleopatra ärgerte sich, nicht die große Tugend zu besitzen die man christliche Demuth nennt, Ihre Hauptsünde war der Stolz. Selbst an diesem Tage, wo sie ganz Gott angehören wollte, konnte sie diesen Dämon nicht besiegen.

„Um so schlimmer,“ sagte sie beim Einsteigen in ihren Wagen, wenn ein Abgrund zwischen dem liegt was ich bin und was ich sein möchte, so will ich denn grade aus gehen, ohne rechts oder links zu sehen.

Dann ging sie zu Max, heimlich bedauerte sie vielleicht, daß ihr Stolz sie verhinderte, zu Rudolf zu gehen.

Das Fest im Grünen.

Einige Tage später reiste Max nach Rotterdam, im Auftrage seines Vaters Diamanten einzukaufen.

Die Carreau-Dame besaß in Bougival einen kleinen Pavillon, den sie den „Pavillon du Barry“ nannte, denn die du Barry war ihr Ideal. Auf Rudolf's Wunsch gab sie hier ihren Freunden und Freundinnen ein kleines Fest.

Sie bat Cleopatra von der Partie zu sein.

„Wer kommt zu Dir?“

„Meine Freunde.“

„Also Jedermann!“

„Nein, nur ein Mann jeder Nation; Du weißt, daß sich alle Nationen unter meinem Scepter vereinigen.

„Ich komme.“

Cleopatra empfand immer eine wahre Herzensfreude im Grünen und Freien sich zu ergehen. Man hat oft die Orte in der Umgebung von Paris mit Dekorationen in der Opèra-comique verglichen. Bougival ist wirklich auch nicht mehr die Natur, wie sie Gott geschaffen hat; da hat der Mensch Alles nach seinem Geschmacke und Bedürfnisse umgestaltet, von den hohen, Alles überragenden Waldkronen an bis zu dem Fluße hinab, der hier und da die schattigen Parks durchströmt und den reizenden Villen, die wie Bachantinnen in Rosen und Flieder gebettet liegen. Das Alles gehört ebenso, — zu Bougival wie man sich die Schweiz ohne Engländer, ohne Berge und ohne Kuhreigen nicht denken kann.

Cleopatra war die Erste bei dem ländlichen Feste. Sie bemerkte nicht, daß die Carreau-Dame die Thür ihres Zimmers hinter einem jungen Manne schloß, der hinter dem Vorhange lauschte.

„Meine theure Cleopatra, dort unten in dem jung-

fräulichen Walde — es ist nur des Contrastes wegen — sitzt Jacintha und langweilt sich fürchterlich."

„O die Jacintha!" sagte Cleopatra mit blassem Schrecken — „sie wird mir wieder ihre Geschichte erzählen."

„Nun so gehe ein wenig weiter, da findest Du die Schweigsame; die wird Dir gar Nichts erzählen."

„Das lasse ich mir gefallen. Stille und Einsamkeit — so liebe ich die Natur. Das Rauschen der Bäume spricht zum Herzen. Wer versteckt sich denn da hinter dem Vorhange?"

„Einer Deiner Freunde."

„Ich habe keine Freunde."

„Dann ist es einer Deiner Feinde!"

„Ich habe so viele, daß ich sie nicht einmal alle kenne."

„Warum hast Du auch nur *einen* Liebhaber und willst nicht fünfzig haben!"

„Du hast Recht," sagte Cleopatra. „*Du* hast keine Feinde. Glückliches Geschöpf."

„Glücklich!" murmelte die Carreau-Dame, „Die *Männer* machen uns nicht glücklich."

Der Graf Rudolf von Marzillac und der Herzog von Chavailles erscheinen wieder.

Cleopatra zog sich einen eisernen Sessel herbei und setzte sich zur Seite der Schweigsamen, die sich in's Gras gelagert hatte.

„Nun, meine Liebe, hast Du über meinen Sprachunterricht nachgedacht?“

„Ja und Nein.“

„Ich hoffe, daß Du Dein Glück in der Welt machen wirst, denn ich habe gehört, daß Du zwei Liebhaber hast. und sie beide hinter's Licht führst.“

„Das ist eine Geldfrage.“

„Brava, bravissima! Ich habe immer gesagt, daß Du gut fortkommen würdest, wie Alle die schlecht anfangen.“

„Ich nehme das als Vorbedeutung an.“

Die Chantilly hatte noch nicht das vierte und letzte Wort ihres Repertoirs angebracht, als ein junger Mann hinter einem Rhododendron-Gebüsch hervorkam, und die beiden Freundinnen mit diplomatischem Ernste grüßte.

Cleopatra erbleichte und suchte ihre Verlegenheit zu verbergen, indem sie mit zitternder Hand Blätter von der Trauaresche pflückte, die sie beschattete.

Der junge Mann, selbst sehr bleich und sehr bewegt, wandte sich an die Schweigsame und sagte mit einem schwachen Lächeln:

„Erlauben Sie mir, mich auf ihr Sopha zu setzen!“

„Setzen Sie sich, mein Herr,“ sagte die Schweigsame und raffte ihr Kleid zusammen, „ich bin entwaffnet.“

Ganz entzückt darüber, so gut gesprochen zu haben, fing sie an eine Arie zu trällern.

„O ich bitte Dich, nur hier keine Leierkastenmusik!“ sagte Cleopatra. „Hier will ich nur die Nachtigallen singen hören.“

„Madame, es gibt keine mehr," sagte der Hinzugekommene. „Der Koch der Großen und der italienischen Oper macht jeden Abend von solchen Thierchen ein Fricassée für den ersten Sänger und die erste Sängerin."

„Die Chantilly hielt es für passend hell auf zu lachen. Cleopatra that als ob sie Nichts gehört hätte.

In diesem Augenblicke kam die Carreau-Dame auf ihre Gäste zu. Cleopatra stand auf und ging ihr entgegen.

„Meine Theure, was ist denn das für ein Geheimniß? Du hast mich in eine Falle gelockt; ich werde mich nicht wieder bethören lassen, im Grünen mit solcher Gesellschaft zusammenzutreffen."

„Schön, schön, nur nicht allzu hitzig. Hat man denn nicht das Recht, in Liebe für Dich zu vergehen?"

„In Liebe vergehen! Sage mir, wie viel hat Herr Rudolf von Marzillac Dir für dieses idyllische Rendez-vous gegeben?"

„Du glaubst, zu spotten?" erwiederte die Carreau-Dame, die nicht an Verstellung gewohnt war. „Die Wahrheit ist die; er hat mir tausend Franks gegeben, um dieses Fest im Grünen zu bezahlen."

„So wird er sein Geld umsonst ausgegeben haben, denn ich werde nicht am Feste theilnehmen."

Die Carreau-Dame ließ die Arme verblüfft sinken.

„Das ist doch nicht Dein Ernst? Willst Du mich ruiniren? Denn Du kannst Dir denken, daß ich zu wohlerzogen bin, um die tausend Franks zu behalten, wenn Du nicht bleibst."

„Dir bleibt die Chantilly, die Olympia, die soeben in ihrem Wagen mit acht Stahlfedern und mit ihrem Baron mit achterlei Rheumatismen ankommt; Dir bleibt auch Jacintha, die dort unten ganz melancholisch in der ausländischen Zeitung liest. Hast Du ferner nicht zwei Mitglieder des Jockey-Clubs bei Dir, die ohne Zweifel Deinen Festgeber kennen?“

„Ich sage Dir nur, wenn Du gehst, so stoße ich mir meinen Sonnenschirm in's Herz, oder ich stürze mich in das Wasserfaß!“

„Du könntest doch nicht hinein! Uebrigens fürchte ich mich auch nicht vor diesem schönen Herrn. Alles wohl erwogen, bleibe ich hier; wir wollen doch sehen ob er es wagen wird daran zu erinnern, daß wir uns begegnet sind — vor der Sündfluth.“

„O wie ich Dich liebe!“ rief die Carreau-Dame, und küßte Cleopatra die Hände, „Du bist ein Engel!“

„Ja, ein Engel der Finsterniß.“

„Der Finsterniß? Du kommst immer wie ein Sonnenblick. Ich lege sogleich das Tischtuch auf den Rasen. O wie die Stöpsel knallen werden!“

Fünf Minuten später war schon auf dem Rasen ein ländliches Mahl aufgetragen, da gab es Pasteten, Schinken, Fasanen, Rebhühner, Trauben, Pfirsiche, Ananas, Rheinwein. Champagner, Cyperwein, Constantiawein; Alles war ausgewählt und zusammengestellt von einem ausgesuchten Gourmand.

Die Carreau-Dame stellte Cleopatra den Herrn von Chavailles vor.

„Ich glaube, den Herrn Herzog schon gesehen zu haben,“ sagte sie mit rein französischem Accent, während sie in der rue Dominique stets einen Anklang an das Italienische annahm.

Sie ließ ihren Schleier herab.

„Verzeihen Sie, ich fürchte von den Mücken entstellt zu werden,“ fuhr sie scherzend fort.

Jedermann setzte sich zu Tische, das heißt man lagerte sich in der Weise der Römer in das Grüne um die aufgetragenen Gerichte.

„Ich bin der Sklave, ich will die Gläser füllen,“ sagte die Carreau-Dame.

„Dazu bist Du zu viel angezogen,“ sagte ein Gast und hielt ihr sein Glas hin, „gleichviel schenke ein, schenke ein, schenke immer ein!“

Cleopatra war die Einzige, welche sich nicht mit in's Gras lagern wollte. Sie saß wieder auf ihrem Sessel, mit würdevollem Anstande, und zog bald ihren Schleier hinweg, bald ließ sie ihn nieder, um den prüfenden Blicken des Herrn von Chavailles zu entgehen.

Rudolf hatte sich ihr gegenüber gelagert und verlor sie nicht aus den Augen. Er machte vergebens Versuche, mit ihr zu sprechen. Mehrere Male brachte er einen Toast auf sie aus; aber es schien als ob sie ihn nicht sähe, selbst wenn sie ihn betrachtete.

Olympia, die, ich weiß nicht wo, beim Theater engagirt war, wurde jetzt aufgefordert zu singen, und sie stimmte mit etwas scharfer Stimme das folgende ländliche Lied an, von Offenbach componirt:

Hanna war ein Kind des Dorfes
Blühend wie der junge Tag,
Und am ersten Ostermorgen
Ging sie in den Wald gemach.

Schimmernd in dem Festgewande
Stand sie still am Weißdornstrauch,
Pflückte sich die weißen Blüthen,
Band zum Strauß die duft'gen auch.

Lagert' sich auf grünem Moose,
Mit dem Sträußchen an der Brust,
Sank dann schlummernd hin und athmet
Noch des Weißdorns Duft mit Lust.

Horch! drei Jäger aus dem Walde
Treten zu dem Busch herein:
Seht den Vogel, den wir fangen!
Wer wird, Vög'lein, dich befrei'n?

Und der erste Jäger flüstert:
Kind, ich liebe Dich! ihr zu,
Küßt sie auf die frischen Wangen,
Und der Weißdorn blüht dazu.

Und der Zweite beugt sich nieder
Auf die Brust der Schäferin,
Pflückt' sich dort das Weißdornsträußchen
Doch die Dornen stachen ihn.

Und der Dritte kniet' im Moose,
Sagt' ihr leis' ein Wort in's Ohr,
Was er sagte? Sags nicht wieder
Echo, aus dem Wald hervor.

Denn die Mägd'lein, weiße, braun,
Kämen all' von nah' und fern,
Pflückten hier am Weißdorn Sträußchen,
Wüßten doch das Wort so gern!

Es wurde rauschender Beifall gespendet. Der Fürst Elim zerbrach sein Glas, die Schweigsame sagte ein neues Wort, und die erschreckten Amseln suchten sich einen stilleren Aufenthaltsort.

Der Herzog von Chavailles bemerkte, daß Cleopatra, die so gut sprach, noch gar nichts gesagt hatte.

„Es ist wahr," antwortete sie, „doch mich beschäftigt ein seltsamer Roman."

„Ein Roman, den Sie schreiben? ein Roman den Sie gelesen haben?"

„Ja ein Roman, den ich schreibe: wollen Sie das erste Kapitel hören? Es ist vielleicht etwas zu ernsthaft. —"

„Erzählen Sie, erzählen Sie," rief es von allen Seiten.

Diesmal hefteten sich ihre Augen auf Rudolf.

„Hören Sie auch zu, mein Herr? Wollen Sie mir nachher Ihre Meinung über die Entwicklung sagen?" fragte sie mit tiefem Ernst.

„Ja Madame."

Rudolf wendete sich an seinen Freund:

„Erinnerst Du Dich an unsern Spaziergang im Bois de Boulogne vor ohngefähr einen Monat? Du wolltest damals meine Geschichte wissen: höre nur zu, Cleopatra wird sie erzählen."

„Das dachte ich auch," sagte der Herzog.

So erzählte denn Cleopatra, und pflückte hier und da eine Beere von der Traube, die sie in der Hand hatte.

Cleopatra's Bekenntnisse.

Angela entstammte nicht den traurigen Verhältnissen, aus denen meistens diejenigen hervorgehen, die im Bois de Boulogne glänzen, im Chateau de Fleurs, und in Petit Moulin Rouge sich amusiren. Ihr Vater war ein Ehrenmann, ein Mann von Talent — es ist kaum von Belang zu sagen, daß er auch Edelmann war. Er hatte als Advokat keinen großen Ruf, aber seine Collegen in Paris, die in Troyes bei einigen mehr oder minder bedeutenden Processen als Vertheidiger gewesen waren, sagten laut, daß er wahre Beredsamkeit, eine antike Beredsamkeit besäße.

Zweimal hatten die Wähler von Troyes Herrn Georg von Hercigny auserseheu, daß er ihre Politik in Paris vertreten solle; aber, er, der keinen andern Ehrgeiz hatte, als den, seinen Kindern ein guter Vater zu sein, ließ sich nicht aus seiner Häuslichkeit entfernen.

Auch waren er und seine Frau in politischer Hinsicht ganz verschiedener Meinung, und er wollte die politischen Kämpfe der Montagnard's und der Girondisten nicht am häuslichen Herde fortsetzen. Frau von Hercigny hatte ihrem Vater, einem Freunde Danton's, die unbedingteste Vereh-

rung gewidmet, und bewahrte die Meinungen derer vom weißen Berge wie ein heiliges Erbtheil.

Als Angela siebzehn Jahre alt war, hatte sie die Kunst gelernt mehr oder weniger korrekt zu sprechen und zu schreiben; sie verstand schöne Verbeugungen zu machen und Klavier zu trommeln; ja sie lernte Vielerlei, was nicht auf dem Programm eines jungen Mädchens steht, denn anstatt die Grammatik, die Geographie und die heilige Geschichte zu studieren — las sie lieber Romane.

Der Teufel wußte von jeher auf seine eigene Art zu den leicht verführten Herzen der Mädchen zu sprechen, und wenn er früher durch einen Apfel sich Eingang verschaffte, so verbirgt er sich heut zu Tage hinter einem Romane. Am Baume der Erkenntniß schüttelt er noch immer. Einen Roman lesen — ist schon der Anfang dazu, selbst einen spielen. Um einen Roman aufzuführen, dazu fehlte es Angela nur an einem Verliebten. Dieser ließ den auch nicht lange auf sich warten.

In Troyes lebte damals als Nachbar des Herrn von Hercigny, ein junger Mann, der Träger eines berühmten Namens. Ich will ihn Eduard von Salignac nennen. Er gehörte einer der ältesten Familien Frankreichs an, und sein Name war sein einziges Erbtheil.

Die Revolution hatte das Vermögen seiner Familie zum großen Theile verschlungen, den Rest hatte sein Vater geopfert, indem er unter der Restauration die Regentschaft wieder herstellen wollte. Er war todt; seine Frau war wenige Tage vor ihm dahingegangen, und drei Söhne standen allein in der Welt. Der Aelteste war kaum zehn

Jahre alt. Ein alter Verwandter holte sie zu sich nach Troyes, um dort mit ihnen seine kleine Leibrente zu theilen.

Der Garten des alten Herrn war von dem des Herrn von Hercigny nur durch eine mäßige Mauer getrennt. Als der jüngste der drei Brüder zwanzig Jahre alt war, feierte Angela ihre erste Kommunion. Bis dahin hatte er sie nur zwischen den Bäumen des Gartens hindurch mit ihrer Schwester spielen sehen. Sie spielte da, ein harmloses Kind. Am Tage ihrer Kommunion war sie jedoch fast schon ein junges Mädchen. Der junge Mann freute sich über seine hübsche Nachbarin. Dann reiste er ab, auf die Schule von Saint Cyr.

Der alte Onkel hatte Wunder vollbracht mit seinen geringen Mitteln, um die sorgende Vorsehung der drei Brüder zu bleiben. Der Aelteste war Soldat, der Zweite bereitete sich zum Priester vor, der Dritte wollte, wie der Aelteste, eine militärische Carriere machen. Unglücklicher Weise war er jedoch eine rebellische Natur, welche sich gegen Alles auflehnte; so wurde er im zweiten Jahre von Saint Cyr zurückgeschickt.

Trotzdem verlor der alte Herr den Muth nicht, und erhielt für ihn eine Stelle als Supernumerarius in einer der wissenschaftlichen Bibliotheken von Paris, doch im Augenblicke, da der junge Salignac die Stelle antreten sollte, fing er einen kleinen Streit mit dem Bibliothekar an. Stolz und reizbar wie er war im Bewußtsein seiner vornehmen Abkunft, ließ er sich den Vorwurf nicht gefallen, daß er nicht Griechisch verstehe, und verabschiedete sich sogleich. Der Minister der auswärtigen Angelegen-

heiten versprach ihm ein Konsulat; inzwischen aber, um doch nicht zu verhungern, kam er zu seinem Onkel zurück.

Zu dieser Zeit beschäftigte sich Angela mit Romanlesen.

Schon war sie schön, es entwickelte sich in ihr die eigenthümliche Schönheit, die später ganz Paris blenden sollte. Eduard hatte sie nicht vergessen, obwohl er sie fast fünf Jahre lang nicht gesehen hatte.

An einem schönen Herbsttage war Eduard von Salignac im Garten seines Onkels beschäftigt, seine Aepfel und Birnen für ihn abzupflücken. Er lehnte seine Leiter an die Mauer, die beide Gärten trennte, und von beiden Seiten mit den schönsten Spalieren bekleidet war.

Beim Birnenpflücken stieg er immer höher, und schaute dabei in den Nachbargarten hinüber. Der Zufall, der so gern Liebende zusammenführt, wollte, daß Angela und ihre Schwester auch am Spaliere beschäftigt waren. Ein süßes Erschrecken ergriff Eduard und Angela zu gleicher Zeit. Sie ließ die Weintrauben fallen, die sie eben abgeschnitten hatte, und er vergaß die Birne zu pflücken, die er in der Hand hielt.

Endlich besann er sich, verbeugte sich tief und sagte lächelnd:

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, daß ich zu Ihnen hereingesehen habe, ohne an die Thür zu klopfen.“

Zum ersten Mal sah Angela das Gesicht ihres Nachbars sich gegenüber. Es war ein schöner Kopf, mit wild lockigem Haar, schwarzen, sammetweichen Augen, kleinem Schnurrbärtchen und geistreichem und zärtlichem Ausdrucke zugleich.

Angela war, wie Montaigne sagen würde, auf den ersten Zug gefangen. Sie suchte einen Helden zu ihren Romanen, und obwohl sie nicht Griechisch verstand, rief sie doch innerlich, wie Archimedes: *Εὔρηκα!* „Ich habe ihn gefunden!"

Ich will der Entwicklung dieser ersten Leidenschaft nicht in allen Einzelnheiten folgen, der weitere Verlauf erräth sich leicht. Sie war siebzehn Jahre, sie wußte Nichts von der Welt, sie kannte nicht einmal ihr eigenes Herz. Er kam von Paris und war abgeschliffen genug, um mit der Unschuld spielen zu können. Er verstand den Degen zu führen und seine Sporen klingen zu lassen; er war wohl weder wissenschaftlich noch literarisch ausgebildet, aber den Don Juan von Byron und den Mardoche von Alfred von Musset kannte er auswendig. Er war mit renommirten Künstlern und Schriftstellern mehr oder weniger bekannt.

Er fuhr freilich nicht mit Sechsen in der guten Stadt Troyes — bei seinem Onkel, der seine alte Köchin nicht bezahlte — aber liegt nicht ein Besitzthum allein in dem Namen Eduard von Salignac? So dachte wenigstens Angela.

Der Vater weiß von Nichts, die Mutter ist beunruhigt, denn die kleine Schwester hat geplaudert. Aber was vermögen die Vorstellungen einer Mutter, welche glaubt, daß das Ganze nur auf eine Kinderei hinausläuft. Errathen Sie nicht das folgende Kapitel?

Eines Abends befanden sich zufällig — immer ist dergleichen zufällig — zwei Leitern an der trennenden Gartenmauer angelehnt. Eduard steht schon oben auf sei-

ner Leiter, Angela wagt sich bis auf die dritte Sprosse. Er spricht zu ihr und sie antwortet ihm. Er bittet so schön, daß sie um eine Sprosse höher steigt, dann noch eine — plötzlich — wie kam das nur? drückte er ihr die Hand und küßte ihr Haar. Sie glaubte doch noch weit von ihm entfernt zu sein! Wie ein Blitzstrahl durchdrang sie die leise Berührung. Sie entfloh erschreckt und verschwor sich, nicht mehr in den Garten zu gehen — doch schlafen konnte sie nicht.

Am andern Tage stieg sie wieder die Leiter hinauf und am dritten Tage auch wieder. Eines Abends, als sie von der Leiter herabstieg, stand ihr Vater hinter ihr. Er trug sie ohnmächtig in den Salon, und als sie die Augen wieder aufschlug, sah sie ihre Mutter in Thränen.

„Angela," sagte ihr Vater, „Du wirst morgen ins Kloster gehen."

„Ich, in's Kloster? Niemals! Herr von Salignac hat mir heute Abend gesagt, daß er um meine Hand anhalten wolle."

„Die ich ihm nicht geben werde," sagte Herr von Hercigny. „Mein armes Kind, Du kennst diesen jungen Mann nicht. Er hat Nichts, aber was schlimmer ist, er thut Nichts."

„Sein Name ist an sich schon ein Vermögen, und wenn er mich heiratet, so wird er arbeiten."

„Ich werde niemals eine solche Thorheit zugeben."

Am andern Morgen kam wirklich Eduard von Salignac, und hielt um die Hand des Fräuleins Angela von Hercigny an. Kalt verweigerte sie der Advokat. Angela

hatte an der Thür gehorcht und erklärte ihrem Vater, genau wie sie es in den Romanen gelesen hatte: das Schicksal selbst habe sie mit Herrn von Salignac vereinigt, und sie werde niemals einen Andern heiraten.

Der Geist des Widerstandes war mit der Liebe in ihr Herz eingezogen. Ihr Vater, der sie zärtlich liebte, konnte dennoch seinen Zorn nicht unterdrücken. Er bat ihre Mutter, sie sogleich in das Kloster zu führen.

Angela hatte mit ihrem Aerger zu kämpfen, verlegte sich aber doch auf's Bitten, um Eduard noch einmal zu sehen. Der Vater ließ sich erweichen, er hoffte sie folgsamer zu finden — und verschob die Ausführung seines Planes.

Versöhnt gingen Alle zu Bett. Sie denken sich wohl, daß Angela nicht schlief, doch errathen Sie auch, daß sie mitten in der Nacht, als das ganze Haus schlief, hinabstieg in den Garten, als wenn sie gewiß erwartet hätte, Herr von Salignac dort zu treffen? Sie traf ihn auch, und weinte an seinem Herzen.

„In's Kloster!“ sagte sie.

„In's Kloster!“ wiederholte er.

Sie weinte noch immer.

Es ist aus der Mode gekommen, Mädchen zu entführen, das wußte Eduard wohl, doch er wußte auch, daß die Männer weniger Lust haben, zu entführen, als die Mädchen, sich entführen zu *lassen*.

„Theure Angela! ich liebe Dich und werde sterben vor Liebe! Es bleibt uns in unserem Unglücke nur ein Mittel übrig — wir müssen nach Paris entfliehen.“

„Vater und Mutter verlassen!“ rief Angela und machte sich aus Eduards Armen los.

„Du willst also lieber, daß man Dich an einen verbauerten Patron aus der Provinz anschmiede? Dir hat das Schicksal eine große Rolle bestimmt; Du bist nicht geschaffen, eine nüchterne Frau in der Provinz zu spielen.“

„Wie er mich versteht!“ dachte Angela. „Er hat Recht, ich stürbe vor Langeweile, wäre ich in eine prosaische Hauswirthschaft eingesperrt.“

„Ich könnte es nicht acht Tage hier aushalten; ich müßte ersticken unter diesen Landleuten; meine Seele bedarf einer freieren Luft,“ fing Eduard wieder an.

„Nun so laß uns nach Paris gehen, ich vertraue Deinem Herzen, wirst Du mich heiraten?“

„Ich schwöre es auf meinen Knieen,“ rief Eduard und küßte die Hände seiner schönen Braut.

Doch die Sehnsucht nach Liebe kämpft in der Seele des Weibes mit dem Bedürfniß, Widerstand zu leisten. Angela widerstand dieser ersten Versuchung. Sie eilte in die Arme ihrer Mutter.

„Weßhalb weinst Du?“ fragte diese.

„Ich fürchte mich vor mir selber.“

Sie sagte kein Wort weiter.

Ein Familienrath wurde zusammenberufen, um über Angela's Zukunft zu entscheiden, und einstimmig beschlossen, Angela zu verheiraten. Ein Freund des Hauses wurde vorgeschlagen, ein junger Rath bei der Präfektur — es war ein vollendeter Gerichtsherr, steif, langweilig und ohne Fehler, wie ein Trauerspiel von Campistron.

„Er ist sehr langweilig,“ sagte Frau von Hercigny, „aber er ist gerade der Mann für Angela. Er hat adeligen Anstand. Und dann haben wir auch keine Wahl, das Feuer muß durch Wasser gelöscht werden.“

Angela mochte weinen wie sie wollte, die Heirat wurde mit Stimmermehrheit beschlossen.

„Weine nicht,“ sagte der Vater zu ihr, „es ist vielleicht eine gezwungene Heirat, aber wir müssen Dich zu Deinem Glücke zwingen.“

Angela liebte ihren Vater zärtlich, und wie sie ihn so glücklich sah über diese Heirat, verbarg sie ihren Kummer und gelobte bei sich selbst, ihre Hand mit geschlossenen Augen zu vergeben. „Es ist immer schon Etwas, Andere glücklich zu machen,“ sagte sie bei sich selbst.

Sie ging also nicht mehr in den Garten. Kaum wagte sie durch das Fenster zu sehen, um nicht das Gesicht des Mannes zu sehen, den sie liebte, ohne es zu wollen und um sich muthig an den zu gewöhnen, welchen sie nicht lieben konnte.

„Du weißt wohl nicht, daß Herr von Salignac ein Freund Deines Verlobten ist?“ sagte eines Tages ihre Schwester zu ihr. „Ich habe gehört, daß er zur Hochzeit eingeladen ist.“

„Unmöglich!“ erwiderte Angela erröthend.

„Wäre Dir das unangenehm?“ forschte neugierig die kleine Schwester.

„Was geht das mich an,“ sagte Angela darauf, um ihre Aufregung zu verbergen.

Sie sagte sich jedoch mit Herzklopfen und einer gewissen romantischen Genugthung:

„Desto besser, so wird er die Blässe der Entsagung auf meinen Wangen sehen und ich werde wenigstens seinen Kummer sehen.“

Dieser Wunsch wurde ihr freilich erfüllt. Seit ihrer Verlobung hatte sie kein Wort mit ihrem Freunde gesprochen.

Angela wollte, daß Alles ihren romantischen Bedürfnissen entspreche, und so wurde auf ihren Wunsch beschlossen, daß der Heiratskontrakt um Mitternacht unterzeichnet werde und eine halbe Stunde darauf die kirchliche Trauung erfolgen solle.

Zweierlei Einladungen wurden zur Hochzeitsfeier vertheilt: zur Trauung in der Kirche und zum Ball bei Frau von Hercigny, von neun Uhr bis Mitternacht.

Eduard von Salignac sollte nur eine Einladung zur feierlichen Einsegnung erhalten, aber der Zufall — der oft so seltsam spielt, und das Gleichgewicht der Nationen und der Ehen zu erschüttern weiß — spielte ihm hier eine Einladung zum Balle in die Hände.

„Ich werde nicht hingehen!“ sagte er wüthend.

Gleichwohl war er einer der ersten Gäste.

„Ich will nicht mit ihr sprechen!“ sagte er beim Eintreten zu sich.

Doch, indem er Angela begrüßte, nachdem er sich vor Frau von Hercigny verbeugt hatte, konnte er es nicht über sich gewinnen, zu schweigen.

„Wie Ihnen die Brauttoilette steht! Sie waren noch nie so schön!“

„Nicht wahr?“ sagte Angela mit leichtem Ton, um ihre Mutter zu täuschen. „Wenn Sie noch einmal mit mir tanzen wollen, so beeilen Sie sich, mich zu engagiren, denn wenn ich erst verheiratet bin, tanze ich nicht mehr.“

Die Mutter gab der Tochter einen Wink; doch Angela wollte ihn nicht verstehen, und versprach Herrn von Salignac den zweiten Contretanz.

„Mein Gott, was wird Dein Bräutigam denken?“ sagte die junge Schwester.

Der versprochene Contretanz begann, und Beide tanzten mit anmuthiger Leichtigkeit und sprachen nur hier und da einige Worte mit einander, wo es die Figuren des Tanzes erlaubten.

„Ich sterbe daran, aber ich opfere mich für Vater und Mutter,“ sagte Angela.

„Warum willst Du es nicht gerade heraussagen, Angela, daß Du heiraten willst, gleichviel wen? Ich bin allein der Geopferte.“

Angela tanzte die chaine des dames.

„Wie grausam Du bist,“ sagte sie, seine Hand ergreifend, „ich sagte Dir ja, daß ich daran sterben werde.“

Nach kurzem Schweigen erwiederte er:

„Es gibt ein sehr einfaches Mittel, nicht daran zu sterben.“

„Welches?“

„Du sprichst nicht im Ernst.“

„Ich?“

„So werde ich Dir es gleich sagen.“

Sie tanzten Beide en avant deux. Niemand bemerkte unter den graciösen Bewegungen ihres Tanzes den Tumult in ihrem Innern.

Der Verlobte Angela's betrachtete Beide mit heimlicher Unruhe; er wußte nicht, was er von diesem unerwarteten Schauspiel denken sollte.

„Nun?“ sagte Angela mit gebietendem Blicke.

„Ach Du hast doch keine Ohren für das, was ich sage.“

„Sprich, sage ich; ich höre.“

„Nun denn, noch ist es Zeit, diese Thorheit rückgängig zu machen.“

„Erkläre Dich deutlicher.“

„Du sollst um Mitternacht verheiratet werden, gerade wie in einem Melodrama. Es ist erst zehn Uhr, so bleibt Dir noch eine Stunde und eine halbe, wo Du Dich dem Vergnügen des Tanzes hingeben kannst. Ich weiß zu gut, was ich Deinem Geschlechte schuldig bin, um Dich darin im Mindesten verkürzen zu wollen. Aber eine halbe Stunde vor Mitternacht — wer wird es bemerken, wenn Du dann einen Mantel über diese schönen Schultern wirfst und leise durch den Garten in meine Arme flüchtest?“

„Das ist ein schöner Rath und ein schöner Plan!“

„Der Rath ist thöricht, denn er kommt von einem Verliebten, aber der Plan ist weise, denn er soll Dich

dem Unglücke entreißen. Ich kenne Dich, Du bist für ein enges Dasein nicht geschaffen. Die Ehe wird Dir ein Gefängniß sein, und nur der Ehebruch kann Dir seine Pforten öffnen."

Don Juan selbst konnte nicht beredter sein.

„Still, sprich nicht so zu mir, ich fühle, daß ich erröthe," sagte Angela und führte des Taschentuch an ihre Wangen.

„Ueberlege wohl, und antworte mir nach der pastourelle, lasse mich nicht zu lange Solo tanzen."

Nach vollendeter Figur sagte Angela mit hochklopfendem Herzen zu Eduard:

„Du hast Recht. Es ist mir unmöglich, diesen Mann da zu heiraten. Lieber will ich sterben, aber mit Dir möchte ich sterben."

„Ja, wir wollen zusammen sterben," sagte der erfahrene Eduard — „ich freue mich, Dich wieder stolz und unbesiegbar zu finden, da Du nur auf die Stimme Deines Herzens hörst und die Vorurtheile der Welt mit Füßen trittst. In zwei Minuten ist der Tanz beendet, ich gehe voran, erwarte Dich. Wir verschaffen uns Pferde und Wagen, fahren bis zur zweiten Eisenbahnstation und sind morgen Früh in Paris."

Das Finale war jetzt zu Ende und der junge Mann drückte Angela's Hand.

„Laß keine Schwäche Dich mehr übermannen!" sagte er mit durchdringendem Blicke. „Wenn Du nicht kömmst, so fordere ich Deinen Verlobten und tödte ihn."

„Ich komme,“ flüsterte Angela, als ob sie einem Willen gehorche, der stärker war, als ihr eigener.

Ein Walzer folgte und im Sturme dieses Tanzes verschwand Salignac aus der einen Thür, Angela aus der andern. Sie kam ganz außer sich auf ihrem Zimmer an, unentschlossen, ob sie den thörichten Wünschen ihres Herzens nachgeben solle. Drei Kerzen brannten vor dem Spiegel auf einem Leuchter mit drei Armen.

„Drei Lichter!“ sagte sie, „das ist ein Unglückszeichen.“

Sie löschte eine Kerze aus. Wie sie aber selbst in den dramatischsten Augenblicken ihres Lebens noch etwas zu überlegen vermochte, fiel ihr ein: diese drei Kerzen bedeuten mich inmitten meiner beiden Liebhaber.

„Welches habe ich ausgelöscht?“ fragte sie lächelnd.

Doch indem sie in den Spiegel blickte, erschrack sie über ihr eigenes blasses und entstelltes Angesicht.

„Nein,“ sagte sie dann plötzlich, „ich will meine Pflicht nicht verrathen. Ein böser Geist sprach aus Eduard, doch Gott wacht über mir.“

Ihre Uhr schlug zwölf; sie ging eine halbe Stunde zu früh.

Angela erschrak. Ihr fielen allerhand Erzählungen ein, in denen vorkam, daß man mit dem Schlage der zwölften Stunde in den Spiegel sehen, und sein Schicksal darin erblicken könne.

Mit kühnem Muthe schaute sie in den Spiegel — aber bald fing ihr Herz stärker an zu schlagen, ihre Augen trübten sich, sie stieß einen Schrei aus, und hielt sich

an dem marmornen Kaminsims um nicht hintenüber zu fallen.

Ihr war vorgekommen, als sähe sie Blutflecken auf ihrem Brautkleide.

„O mein Gott," rief sie voll Verzweiflung, „was wird geschehen!"

Sie betrachtete das Kleid voller Angst.

„Sie werden sich schlagen, und diese Blutflecken, die ich gesehen habe — ich glaube sie noch zu sehen."

Sie warf ihren Mantel über die Schultern.

„Ich will nicht fortgehen," sagte sie, „aber ich will zu ihm und ihn bei seiner Liebe beschwören, sogleich abzureisen."

Sie flog die Treppe hinab und lief wie gejagt bis zum Ende des Gartens.

Kaum sah sie jedoch ihren Don Juan Salignac, so sagte sie nur: „Laß uns fliehen!"

Zu dieser Entführung war Nichts vorbereitet.

Angela mußte im Gazekleide über die Mauer klettern, — schweigend eilten sie durch das Haus des alten Onkels, und verbargen sich in einer alten Kutsche, die Salignac im Hotel der Couriere fand, ein altes Pferd wurde vorgespannt, um die Liebenden bis zu der nächsten Eisenbahnstation zu führen, wo sie den Frühzug benutzen wollten.

Es gibt Frauen, für welche das Gefährliche einer Lage einen eigenen Reiz hat, der sie berauscht und ihre Vernunft einschläfert. Angela glaubte dem Zuge des Schicksals zu folgen, und so ließ sie sich durch die abenteuerlichsten Hindernisse nicht abschrecken.

Ich übergehe die Aufregungen dieser Reise. Endlich kamen die Flüchtlinge in Paris an. Angela machte wohl einen schwachen Versuch, sich selbst die Augen über ihren Schritt zu öffnen, doch die Liebe verblendete sie. Sie dachte einen Augenblick an die Verzweiflung ihrer Familie — doch ohne Eduard meinte sie nicht leben zu können. Und leben wollte sie.

Einige Stunden nach ihrer Ankunft erst kam sie zum Bewußtsein dessen, was sie gethan hatte.

„Bin ich es noch selbst?“ fragte sie sich.

Es ging ihr wie allen Mädchen, die sich ihres Falles nicht eher bewußt werden, als bis es zu spät ist.

Eduard tröstete sie indeß in den ersten Stunden mit so viel Liebe und Zärtlichkeit, daß sie trotz der schmerzlichen Erinnerung an ihre Familie, mit vollen Zügen ihr Glück genoß. Ein bitterer Beigeschmack blieb wohl in der Schale zurück — aber welches Glück hat keine Thränen? Was fragen die Liebenden nach dem Gelde. — Die Verblendeten! — Grade die Geldangelegenheiten führen gewöhnlich den Tod der Liebe herbei.

Herr von Salignac hatte in Troyes kaum dreißig Louisdor zusammenraffen können. Das war also das ganze Vermögen der beiden Liebenden; denn Angela die achtzig tausend Franks zur Mitgift bekommen sollte, hatte nicht einmal ein Schmuckstück mitgenommen.

Der vierte Theil ihres Schatzes war schon verbraucht als sie in Paris ankamen. Sie mietheten sich in einem kleinen Hotel in St. Germain ein; wo Salignac — der schon den Werth des Geldes kennen gelernt hatte — hoffte,

billig leben zu können, bis es ihm gelungen wäre, um Angela's schöner Augen Willen die Welt in Bewegung zu setzen.

Angela verstand sich jedoch nicht auf diese Art von Eintheilung. Bald nach ihrer Ankunft hatte Eduard zu ihr gesagt:

„Du mußt wohl andere Kleider haben, ich werde Dir eine Nätherin schicken.“

Die Nätherin kam während Eduard nicht zu Hause war; Angela aber fiel es gar nicht ein, daran zu denken, ob Eduard viel Geld habe oder wenig. Ein feiner Geschmack war ihr angeboren; so bestellte sie sich denn ein Kleid und einen Ueberwurf, die der vornehmen Abstammung ihres Geliebten würdig waren. Eduard erschrack, doch schwieg er aus Galanterie, und trieb sogar den Heroismus so weit, ihr selbst einen Hut auszusuchen.

Als er das erste Mal mit Angela ausging, war er stolz auf die Bewunderung, die sie überall bei den Vorübergehenden fand, aber er konnte nicht umhin, wie jener Sieger zu sich selbst zu sagen:

„Noch einen solchen Sieg — und ich bin verloren.“

Es dauerte nicht einmal so lange bis er zu der Ueberzeugung kam, daß er ruinirt sei. Er meinte, es sei unmöglich mit Angela zu leben, ohne Händevoll Gold ausstreuen zu können.

Wie soll man es anfangen, ein Wesen, das geboren scheint um zu herrschen, zum armseligen Leben einer Grisette zu verdammen? — Sein Glück begann ihn unglücklich zu machen. Bald war er so weit, daß er bedauerte,

nicht in Troyes geblieben zu sein, wo es so langweilig war. An diesem Tage hatte er seinen letzten Louisdor gewechselt.

Was sollte nun werden? Sollte er seiner Geliebten gestehen, daß er sie in's Elend geführt habe — oder den Reuigen spielen und sie wieder Willen zu ihrer Familie zurückschicken — oder sie unter dem Vorwande, daß er sie nicht mehr liebe und anderen Abenteuern nachgehe, verlassen?

Das Letztere war brutal, aber es schien ihm eines Don Juan am würdigsten.

Wer kein Geld hat, sollte nicht aus falscher Scham das Bekenntniß seiner Armuth scheuen. Herrn von Salignac blieb keine Wahl übrig. Nach Troyes konnte er nicht zurück, er mußte das Anerbieten seines Bruders annehmen, welcher Hauptmann bei den Spahis geworden war, und ihm geschrieben hatte, er könne ihm eine gute Stelle verschaffen. Er glaubte Angela nicht mehr zu lieben, und beschloß zu reisen. Hatte er sie je geliebt?

Die erste Nacht, als Eduard nicht nach Hause kam, litt Angela unbeschreiblich. Sie ging nicht zu Bett, sie wartete bis zum Morgen. Am Morgen wurden ihre Thränen noch schmerzlicher. Bis dahin hatte sie nicht glauben können, daß Eduard sie verrathen habe; aber am Morgen brachte man ihr das kleine Billet, daß sie über ihr Unglück nicht mehr in Zweifel ließ.

Es lautete:

„Wir sind einander begegnet auf diesem Lebenswege, wie ein Paar Reisende, die einen Abend lang in demsel-

den Gasthause miteinander zugebracht; — jetzt aber haben wir uns Nichts mehr zu sagen, und um das Kapitel der Thränen zu vermeiden, setzen wir mit gleichen Füßen über die Abschiedscenen hinweg!"

Herr von Salignac hatte diesen Brief sehr a la Lord Byron gefunden.

„Wenn ich sie auf diese Art verlasse," — hatte er sich ohne Zweifel gesagt — „wird sie immer ein gewisses Interesse für mich behalten, ja sie wird mich immer noch lieben, und wenn ich sie wieder haben will, werde ich sie schon wieder fangen."

Er kannte seine Geliebte schlecht. — Angela war nicht die Frau so Etwas zu verzeihen. Sie betrachtete diesen Brief als eine Beleidigung und als einen Beweis von Feigheit. Die Verachtung tödtete ihre Liebe.

Bei diesen Worten sah Cleopatra voll und kühn Rudolf in's Auge, und er suchte diesem Blicke tapfer Stand zu halten.

Sie fuhr in ihrer Erzählung fort:

„O mein Vater! O meine Mutter!" schrie sie laut in ihrem Schmerze: „Ihr hattet recht, das Schicksal hat Euch gerächt!"

Vierzehn Tage dauerte dieser Zustand, der eine Schmerzensschrei kehrte immer wieder — sie sehnte sich nach dem Tode. Hätte sich Angela nur in die Arme ihrer Mutter stürzen können, dann hätte sie die Kraft zum Guten wieerlangt — aber Niemand kam zu ihr als ein Student der Medizin, den ihr Leiden rührte; er pflegte sie mit brüderlicher Hingebung.

Endlich kehrte sie zum Leben zurück, und es kam, wie es kommen mußte — aus ihrem Retter wurde ihr Geliebter.

Rudolf konnte eine Bewegung des Unwillens nicht unterdrücken.

Niemand werfe einen zweiten Stein auf die Verlassene, fuhr Cleopatra fort. Der junge Mann war allerliebst; aber nicht seiner Schönheit wegen warf sich Angela ihm in die Arme. Sie stand allein, verlassen mit, verwundetem Herzen. Sie bedurfte eines Freundes. Wo aber einen Freund finden, der nicht zum Liebhaber wird wenn man achtzehn Jahre alt und schön ist.

Ich eile zum Schlusse. Ein Fürst aus Mailand entführte Angela dem Studenten. — Eine Frau kann sich über ihren ersten Fall nur durch einen zweiten trösten, — den zweiten bei einem dritten vergessen, und so fort von Fall zu Fall, sucht sie beständig Glück und Ruhe, und findet beide nirgends.

Die weitere Folge dieses Romans wird wenig interessiren. Angela wollte nicht so tief sinken wie die gewöhnliche Courtisane. Der italienische Fürst hatte sie nach Neapel mitgenommen; dort legte sie sich auf das Studium der Musik, lernte ihre schöne Stimme benutzen und debütirte endlich im Theater San Carlo.

Noch war ihre Ausbildung nicht vollendet; aber das Publikum hörte mehr mit den Augen als mit den Ohren. Sie wurde mit Beifallsbezeigungen und Huldigungen aller Art überschüttet; doch wußte sie diesen Beifall zu

rechtfertigen, denn sie erlangte bald den Vortrag und die Schule einer großen Sängerin.

Doch die Sonne des Südens blieb nicht ohne Einfluß auf ihre Natur. Das süße Nichtsthun in Neapel ergriff ihr ganzes Wesen, und sie gab sich dem neuen Genusse mit Leidenschaft hin.

Als sie nach Paris zurückkehrte, wäre es ihr ein Leichtes gewesen, bei der großen Oper oder den Italienern ein Engagement zu finden. Wozu aber Berühmtheit erlangen? Sie wünschte sie nicht einmal für sich selber, und zog es vor, dem Reiz und Taumel des Pariser Lebens sich hinzugeben.

Soll ich es sagen? Ihr erster Geliebter kehrte jetzt zu Angela zurück, und warf sich ihr zu Füßen; er wollte das Glück wieder ergreifen, dem er damals feige entflohen war. Er war so edel zu vergessen, was er ihr Uebles angethan; sowie der große Vezier, der seinen Feinden verzieh, nachdem er ihnen den Kopf abgeschnitten hatte.

Angela aber hatte den Kopf nicht zugleich mit ihrem Herzen verloren, sie verzeiht nie.

Als Cleopatra so die Geschichte Angela's beendigt hatte, reichte der Herzog von Chavailles ihr eine Damenzigarre und sagte:

„Sie kennen diese starke Frau?"

„Ja."

„Ich kenne sie auch."

„Wenn Sie sie auch hundert Mal gesehen haben, so kennen Sie doch Angela nicht, nicht einmal die kennen sie, die mit ihr gelebt haben."

Ein hoher Preis beim Pferderennen in Epsom.

Cleopatra war in ihrer Erzählung über ihren Aufenthalt in Italien rasch hinweggeeilt; sie fürchtete, der Herzog von Chavailles möchte die Marquise Cavoni erkennen.

Es war von dem Leben, das sie einige Jahre lang in Rom und Neapel führte, auch nicht gar viel zu sagen. Der Marquis Cavoni, ein Freund des italienischen Fürsten, hatte diesem natürlich seine Maitresse entführt.

Darum war auch Cleopatra unter dem Namen einer Marquise Cavoni nach Rom gegangen. Es hieß, er habe sie in Sorrento wirklich geheirathet. Wenigstens hatte es mit den Renten seine Richtigkeit, die er ihr verschrieben hatte.

In Rom spielte sie die große Dame und ging täglich in die Messe und in die Oper.

Der Marquis war sehr eifersüchtig, und eines schönen Tages starb er am Schlagflusse. Cleopatra kehrte darauf nach Paris zurück, und spielte ihre beiden Rollen als Marqnise und als Courtisane.

In Paris wurde ein anderer Fürst ihr Liebhaber,

aber wie sie dazu kam, die Geliebte eines M a x zu werden, — das bedarf einer weiteren Erzählung.

In früheren Zeiten hielt man Turniere ab, um Herzen zu erobern, heutzutage gibt es nur P f e r d e r e n n e n in Chantilly, Longchamp und Epsom.

Der Fürst hatte Cleopatra zum Wettrennen nach Epsom geführt, und um seine Vorzüge als Cavalier ins rechte Licht zu setzen, wollte er sich selbst um einen Preis als Reiter bewerben, zugleich mit Max und Lord Northerton.

Nimm Dich in Acht, sagte Cleopatra entschlossen zu ihrem Geliebten, wenn Du nicht Sieger bleibst, so findest Du mich nicht mehr auf meinem Platze.

Wer aber zuerst ankam — war Max.

Max war schon seit längerer Zeit in Cleopatra verliebt, er benutzte sogleich die Gelegenheit, und sagte zu ihr:

„Madame, ich habe alle Hinderniße besiegt, nur eines nicht."

„Gut, so wollen wir es miteinander besiegen," sagte sie und reichte ihm die Hand.

Max erhob die Stirn: sie s t r a h l t e, als ob man sie mit der Krone eines Königs geschmückt hätte.

„Madame," sagte er schon kühner, „warten wir nicht bis der Fürst wiederkömmt."

„Sie haben Recht," sagte sie. „Dem Kühnen gehört die Welt. Ich werde es dem Fürsten nie verzeihen, daß er sich besiegen ließ."

Cleopatra hatte Max schon früher bemerkt; sie fand ihn schön, und las jenen düstern Ausdruck von fieberhafter Aufregung in seinem Gesichte, der so oft die Frauen hinreißt.

Bei ihrem ersten Geliebten hatte Cleopatra die Liebe gefunden, ohne sie zu suchen. Seitdem suchte sie die Liebe, ohne sie zu finden. Oefter, wenn Max an ihr vorüberging, fühlte sie ihr Herz lebhafter schlagen und dachte:

„Max ist vielleicht der, den ich suche."

Warum grade Max? La Rochefoucould selbst könnte kaum diese Frage beantworten. Max hatte in seiner Natur Etwas wie den betäubenden Duft einer Giftpflanze; das reizte die Neugierde dieser Frau, die überall die Liebe suchte.

Fahrt von Bougival nach Paris.

Die Gesellschaft hatte die Geschichte von Angela theils mit Neugier, theils mit Ungeduld und etwas Zerstreutheit angehört.

„Wozu Geschichten erzählen," sagte der Fürst Elim zu Jacintha; „nur die Romane sind interessant, die man selbst erlebt. Cleopatra erlebt alle Tage etwas Neues, das weit unterhaltender ist, als was sie da erzählte."

Die Schweigsame klatschte in die Hände und erhob ihr gefülltes Champagnerglas.

„Cleopatra, Dein Geist soll leben!"

Alle folgten diesem Beispiel, und tranken auf Cleopatra's Wohl; man trank sogar auf das Wohl der Schweigsamen.

„Ich trinke auf das Wohl Angela's!“ sagte Rudolf.

Die Sonne ging allmählig unter im Angesichte des idyllischen Mahles, die Dämmerung senkte sich über die Gesellschaft herab, die eine belebtere Stimmung annahm.

Nie war die Schweigsame so beredt gewesen, sie brachte ihre vier Redensarten mit der größten Ungenirtheit durcheinander vor.

Die Carreau-Dame fing an, doppelt zu sehen, und gestand selbst, daß sie süßen Weines voll sei.

Cleopatra stand auf und verschwand still in einer Allee. Sie wollte ihren Wagen aufsuchen und nach Paris zurückfahren — als sie plötzlich ihre Hand in der Rudolf's fühlte.

Sie zitterte.

„Sie?“ sagte sie, und machte ihre Hand los.

„Ja ich,“ antwortete er.

„Ich hoffte Sie nie wiederzusehen.“

„Angela, Angela, ich bitte Dich, sprich nicht so. Ich kann nicht leben ohne Dich, ich liebe Dich und liege zu Deinen Füßen.“

„Wie? Mein Herr! als diese Frau Ihnen ganz angehörte, liebten Sie sie nicht mehr; und jetzt wo sie aller Welt angehört, wollten Sie sie lieben? Gehen Sie, ich hasse Sie, denn Sie sind ein Feigling.“

„Angela, Angela! ich schwöre Dir, daß ich der unglücklichste Mensch bin, seit ich Dich verlassen habe. Warum habe ich Dich verlassen? Weil ich Dich nicht unter meinen Augen ein elendes Leben führen sehen wollte, ein Leben, das ich selbst Dir bereitete.“

„Darum warfen Sie mich in die Arme eines Anderen, daß der Andere Ihr Werk vollende?!“

„Gott ist mein Zeuge, ich hatte nur ein Ziel, ich wollte reich werden und zu Dir sagen: „Ich habe übel gethan, aber ich will es wieder gut machen. Du wirst gehört haben, daß mein Onkel todt ist und mir sein kleines Vermögen hinterlassen hat. Ich habe Alles auf eine Karte gesetzt, auf Deine Zukunft, ich habe gewonnen und bin jetzt fast reich. Ich komme zu Dir und bin Dein im Leben und im Tode!“

„Es ist zu spät, mein Herr, wenn Sie mich geliebt hätten, so würden Sie mich nicht dem blinden Zufalle überlassen haben. Nur mir war es Ernst mit der Liebe. Ich war bereit zu Allem, Sie hätten Alles aus mir machen können, selbst Ihre Magd; ich hätte in einer Scheune mit Ihnen gelebt, meine Schönheit getödtet durch die Arbeit und Ihrem Vergnügen Alles geopfert. Sie wollten das reine Weib nicht mehr — das befleckte verweigere ich Ihnen.“

Cleopatra wußte sich zu rächen.

Rudolf hatte seine Byron'schen Manieren abgelegt; die Bewegung seines Innern hatte seine Spottsucht und seine Impertinenz überwältigt — der Mann, der stets sein Herz zu beherrschen gewußt, mußte sich jetzt unter der Herrschaft seines Herzens beugen.

„Angela, Angela! wenn Du wüßtest, wie ich unter dem Gedanken leide, daß Du, mein Gut, mein Leben, meine Seele, daß Du die Maitresse eines Andern bist

— ich schwöre Dir, daß mich das noch zum Wahnsinn treibt!"

„Sie wagen von Ihren Leiden zu sprechen, Sie, der an Nichts glaubt, nicht einmal an seine eigene Seele — so haben Sie denn keinen Begriff von all den Thränen, die ich vergossen, ehe ich mich mit geschlossenen Augen in die Hölle gestürzt habe, deren Thüre Sie mir geöffnet."

„Ich gestehe meine Schuld und beweine sie. Ich war ein Thor; ich glaubte, Frauen könnten nur lachen und sich über Alles trösten; ich wußte nicht, daß ich Dich liebte, aber seit ich den Abgrund sehe, der Dich von mir trennt, zuckt mein Herz unter den Schlangenbissen der Eifersucht."

„Redensarten! Schöne Redensarten! Wollen Sie, daß ich Ihnen in demselben Tone antworten soll? Brechen wir lieber ab; ich verabscheue den falschen Pathos des Feuilletonstyles. Ich sage Ihnen ganz einfach: ich habe Sie einst geliebt — ich liebe Sie nicht mehr. Sie haben es selbst gesagt: „wir sind einander im selben Wirthshause begegnet," das war gestern, heute trennen sich unsere Wege. Adieu."

„Um Gottes Willen, Angela, sprich nicht so!"

„Wie soll ich denn sonst sprechen? Sie werden sich doch nicht einbilden, daß ich Sie heimlich zu mir kommen lassen soll, — Sie wissen ja, daß ich einen Geliebten habe!"

„Ich werde ihn tödten!"

„Ich verbiete es Ihnen, denn ich liebe ihn."

„Schweig! Du bringst mich um!"

Rudolf ergriff Cleopatra's Hand, und drückte sie wüthend.

„Ich flehe Dich an," flüsterte er mit schmeichelnder Stimme, „sage mir, daß Du Dich meiner erinnerst, daß Du mir verzeihst, sage mir, daß Du die Rückseite der Liebe, die Freundschaft, mir erhalten hast."

„Die Rückseite der Liebe heißt Haß!"

„Nein, Du hassest mich nicht, ich fühle es an den Schlägen meines Herzens."

„Wenn Sie, mein Herr, mit ein wenig Freundschaft zufrieden sein wollen, so will ich nicht den Tod des Sünders."

Rudolf fühlte, daß seine Hoffnungen auf Cleopatra's Herz in Trümmer gingen. Er nahm dennoch das Almosen der Liebe an, das sie ihm mit stolzer Verachtung hinwarf, und wagte es nicht, wie es ihm natürlich war, in Stolz und Heftigkeit auszubrechen.

„Gut, so gieb mir Deine Freundschaft, wenn es nicht Liebe sein kann."

Es handelte sich hauptsächlich darum, wieder mit ihr anzuknüpfen; wären es auch noch so schwache Bande, so gaben sie doch ein Fünkchen Hoffnung.

„Ich werde sie sehen, mit ihr sprechen, und die Gegenwart wieder erobern durch Erinnerung an die Vergangenheit."

Um dieses schwere und doch süße Unternehmen sogleich zu beginnen, sagte er mit bittendem Blick zu ihr:

„Gieb mir einen Platz in Deinem Wagen, laß mich mit Dir nach Paris zurückkehren."

Cleopatra lächelte.

„Das ist eine abenteuerliche Freundschaft; da ich sie jedoch nicht fürchte, so will ich mit Ihnen nach Paris zurückkehren.“

Sie war wieder ganz Weib geworden, und wollte sich an dem Kampfe ihrer Leidenschaft mit ihrer Tugend weiden.

Ein Dichter hat gesagt, daß das Weib durch das Wunder der Liebe die Jungfräulichkeit ihrer Seele wieder erlange; durch dasselbe Wunder, sollte er sagen, erlangt sie auch ihre Tugend wieder. Es giebt wohl kaum ein verlornes Mädchen, das nicht in gewissen Stunden, alle herrlichen Eigenschaften des Weibes besitzt.

Koquettiren mit der Tugend.

Während der Fahrt von Bougival nach Paris war Rudolf zurückhaltend, wie ein Verliebter, der auf den andern Tag hofft und — um so sicherer zu siegen — still die günstige Gelegenheit abwartet.

Cleopatra konnte ihre Verwunderung nicht verbergen, daß er — den sie als spottlustig, fröhlich und despotisch kannte — mit einem Male zärtlich, traurig und folgsam geworden war; sie beobachtete ihn heimlich, um zu erforschen, ob das Komödie sei — doch bald wurde ihr klar, daß dieses offene Gesicht keiner Verstellung fähig war.

„Sollte er mich vielleicht lieben?“ fragte sie sich.

Rudolf sprach wenig, er betrachtete Cleopatra mit tiefer Melancholie; er sah in ihr das Bild vergangenen Glückes, eines Glückes, das er von sich gestossen.

„Wenn ich bedenke,“ sagte er schmerzlich und ergriff Cleopatra's Hand, „daß ich Dich geliebt habe, um Dich zu verlieren — wenn ich bedenke, daß Du Dich getröstet hast und ich es nicht überleben werde —“

Sie kamen beim Triumphbogen an, und Cleopatra sagte nur, um keine elegische Stimmung aufkommen zu lassen, statt aller Antwort:

„Wohin wollen Sie fahren, Herr von Marzillac?“

„Bis an Ihre Thüre,“ antwortete Rudolf.

„Nun gut, so werden Sie vor meiner Thür aussteigen,“ sagte Cleopatra mit schwachem Lächeln.

„Wer weiß?“ entgegnete Rudolf. „Du treibst vielleicht die Selbstverleugnung so weit, daß Du mir eine Tasse Thee anbietest.“

Cleopatra wollte sich selbst beweisen, daß sie das Erwachen seiner Leidenschaft nicht fürchte und antwortete mit unbefangener Miene:

„Wie es Ihnen beliebt.“

Sie kamen in der rue du Cirque an.

„Sie wollen also eine Tasse Thee bei mir trinken?“

„Ja,“ sagte Rudolf, und bot ihr die Hand zum Aussteigen.

Er mußte seine auflodernde Eifersucht mit aller Kraft beherrschen, als ein Diener die Thür öffnete, und der Luxus ihn blendete, der in Cleopatra's Wohnung herrschte — diesen Luxus, den er gefürchtet, diesen Luxus, mit dem

er sie früher so gern umgeben hätte! Tiefe Traurigkeit ergriff Beide, sie empfand, daß er sich hier nicht zu Hause fühlen könne, er hätte so gern gewollt, daß sie hier nicht zu Hause wäre.

„Die Lampen in Ihrem Zimmer sind angezündet, Madame," sagte Leontine, und betrachtete den neuen Gast.

„Bringe sie in den Salon," sagte Cleopatra.

Sie wollte nicht, daß Rudolf ihr Zimmer betrete, sowohl um seinetwillen als aus Rücksicht für Max.

Der Salon wurde erleuchtet und der Thee servirt.

„Die hübschen Tassen," sagte Rudolf.

„Ja es ist ein feines Porzellan aus Sevres. Wollen Sie viel Zucker?"

„Ich trinke nie Thee," sagte Rudolf, der sehr gern Thee trank.

Cleopatra verstand und warf die Tasse in den Kamin.

„Verzeihe mir, ich habe nicht das Recht zu so brutaler Tugend."

Cleopatra's Augen füllten sich mit Thränen.

„Nicht wahr, Sie begreifen Alles, was ich mit meinem Stolz im Herzen leiden mußte? Zwei Naturen streiten sich in mir, aber die starke, sich auflehnende hat doch immer den Vorrang. Was hilft es, wenn ich mich in den Wirbel der Zerstreuungen stürze, meine Augen durch Luxus verblende — was immer Recht behält in mir: das ist mein Herz. Sie wollten zu mir kommen und Sie sehen, daß Sie bei Andern zu Gaste sind. Gehen Sie, Rudolf und kommen Sie nie wieder."

„Ja, ich will gehen, aber mit Dir.“

Rudolf glaubte, daß Cleopatra's Herz sich ein wenig für ihn öffne und versuchte nun plötzlich alle Mittel, die ihm zu Gebote standen; er wurde liebenswürdig, geistreich, originell wie früher; aber es war jetzt etwas Zärtlicheres, Leidenschaftlicheres, Hinreißenderes in seinem Wesen.

Die Poesie der ersten Liebe erwachte in Cleopatra mit aller Macht und allem Reiz, und sie vermochte nur schwach dagegen anzukämpfen.

Rudolf besaß die dreifache Schönheit, die Jugend, edle Geburt und Geist verleihen, er war auch in hohem Grade beredt, denn ein blühender Styl und der Ausdruck glühender Leidenschaft standen ihm zu Gebote, er wußte Vernunft in Thorheit zu verkehren und das Böse in die Farben des Guten zu kleiden. Vor Allem aber siegte die Beredsamkeit seiner Augen, jener Augen, in welchen Cleopatra in ihrer Jugend das Paradies und die Hölle zugleich sich spiegeln gesehen.

Er sah, wie Cleopatra ihm zuhörte, er fühlte ihre Hand in der seinigen zittern und verzweifelte nicht mehr an seinem Siege.

Cleopatra hatte Anfangs die Gleichgültige gespielt, jetzt schien ihre Selbstbeherrschung am Ende zu sein, der Kamm hatte sich von ihrem Haare gelöst, und wie eine reiche Welle floß es um ihre Gestalt. Rudolf erfaßte dies schöne Haar und küßte es mit Leidenschaft, aber das war Alles. Cleopatra lachte hell auf.

„Wirklich, Sie bilden sich ein, Ihre drei Jahre lange

Abwesenheit sei nur ein Traum gewesen, und Sie erwachen des Morgens in meinen Armen. Werden Sie mich denn nie kennen lernen? Ich bin eine Frau, die sich ein Mal ergiebt, aber nicht ein zweites Mal, wenn sie aufgegeben worden. Der erste Beste ist mir jetzt näher als Sie. Adieu, ich will schlafen gehen, adieu, mein Freund."

Cleopatra legte besonderen Nachdruck auf das letzte Wort.

Rudolf fühlte, daß Alles für ihn verloren sei, wenigstens für diesen Abend. Es blieb ihm Nichts übrig, als sich zurückziehen, ohne besiegt zu scheinen.

„Ich hoffe," sagte er, indem er seinen Hut nahm, daß Du morgen mit mir zu Mittag speisen wirst, denn Du begreifst, daß ich Dich zu sehr liebe, um wieder hierher zu kommen."

„Sie begreifen, daß ich Sie zu sehr liebe, um mit Ihnen zu speisen."

„Spotte und lache nicht, das macht traurig."

„Ja es ist traurig, deshalb lache ich; denn wenn ich weinte — — —"

Rudolf warf seinen Hut zur Erde und umfaßte heftig Cleopatra.

„Cleopatra! ich finde Dich wieder; sage mir, daß Du mich liebst und ich will zu Deinen Füßen sterben."

Vergebens wendete sie den Kopf ab, sie fühlte seine Lippen auf ihren Augen.

Zum zweiten Male brach sie in Lachen aus.

„Das ist nicht wahr!" rief Rudolf voll Wuth.

„Das ist nicht wahr?“ sagte sie. „Lache ich nicht gut?“

Rudolf nahm seinen Hut und ging hinaus ohne sich umzusehen.

Als er auf der Treppe war, wollte er umkehren.

„Nein,“ sagte er, „ich liebe sie zu sehr, die Partie ist nicht gleich.“

Er blieb zwei Stunden unter Cleopatra's Fenstern stehen, mit fieberndem Kopf und klopfendem Herzen.

Cleopatra schlief nicht, sie hatte einen Roman in der Hand, doch sie las nicht; sie wollte beten, doch sie konnte nicht.

„Ich wette,“ sagte sie plötzlich, „daß Rudolf auf der Straße ist.“

Sie stand auf, lüftete den Vorhang und sah Rudolf stehen.

In diesem Augenblicke kostete es ihr eine größere Anstrengung, das Fenster nicht zu öffnen, als es ihr vorhin gekostet hatte, in Lachen auszubrechen, um ihr Herz zu verbergen.

Sie legte sich wieder nieder, und waffnete sich mit ihrem Stolze — besser gesagt, mit ihrer Tugend.

Die schwarze Perle und der Schlaftrunk.

Max war noch immer in Holland. Er schrieb jeden Morgen und schickte jeden Abend eine Depesche. Cleopatra

wartete nicht allzu ungeduldig auf seine Rückkehr; das Spiel mit Rudolf beschäftigte sie ganz; denn er wollte die Partie nicht aufgeben und konnte sie doch nicht gewinnen.

Eines Tages war Cleopatra die Beute einer unsäglichen Traurigkeit. Oft ergriff sie ein solcher Zustand, namentlich nach jenen berauschenden Festen, die nur die Sinne betäuben, ohne der Seele Nahrung zu hinterlassen, wie nach dem Feuerwerk nichts als Rauch zurückbleibt. Sie nahm Rudolfs Hände in die ihrigen.

„Ich will Dich nicht mehr sehen,“ sagte sie, „ich will den Tag nicht mehr sehen, ich will mich selbst nicht mehr sehen.“

Sie hatte oft Stunden bitterer Reue.

Mit eigenthümlichem Ausdruck sagte sie:

„Ich glaube, es ist meine Bestimmung jung zu sterben, beklage mich nicht. Glücklich, die da jung sterben, denn sie werden wenigstens beweint. Ich weiß nicht, ob Jemand um mich weinen wird; aber ich liebe meine Schönheit, ich gestehe, ich würde lieber das Leben als meine Schönheit verlieren.“

„Meine theure Cleopatra, Du beunruhigst mich ernstlich. Ich fürchte weder, daß Du Deine Schönheit, noch daß Du Dein Leben verlieren wirst; aber ich bin besorgt, Du möchtest Deinen Verstand verlieren.“

„Höre mir zu. Schon vor langer Zeit hat mir Max eine Perle ohne Gleichen angeboten, eine schwarze Perle, die ich in der Mitte meines Halsbandes von weißen Perlen befestigen sollte. Ich wollte seine schwarze Perle nicht

haben, weil sie von unschätzbarem Werthe ist, aber ich will, daß Du sogleich für mich zu einem Verfertiger unechter Perlen gehest ...."

„Unechte Perlen! Willst Du Deiner Köchin einen Schmuck schenken?"

„Nein, ich will sie für mich."

„Betrifft es eine Wette?"

„Vielleicht. Frage mich nicht um mein Geheimniß und bringe mir sobald als möglich eine schwarze Perle, die so gut nachgemacht ist, daß sie wie eine echte erscheint."

Cleopatra hatte zuweilen so phantastische Ideen, daß Rudolf sich weiter nicht den Kopf zerbrach, um das Geheimniß dieser Laune zu errathen — sondern ihr blindlings gehorchte. Es dauerte nicht lange, so brachte er die schwarze Perle. Sie war ein Meisterstück von Nachahmungskunst, wie solche alle Welt täuschen und die Juweliere zur Verzweiflung bringen.

Am nächsten Tage begrüßte Rudolf Cleopatra im Theater bei der Aufführung eines neuen Stückes. Er war nicht wenig erstaunt, seine schwarze Perle an dem wunderbaren Halsbande hängen zu sehen.

„Ich traue meinen Augen nicht! Was für ein Geheimniß steckt dahinter?"

„Still!" sagte Cleopatra, „sprechen wir nie von der schwarzen Perle."

Rudolf mochte bitten und forschen wie er wollte, er erhielt keine nähere Erklärung.

Alle in der Umgebung Cleopatra's wunderten sich eben so sehr über die schwarze Perle an ihrem Halsbande. Jeder erzählte eine andere Geschichte davon, um wohl unterrichtet zu scheinen; doch die Wahrheit errieth Niemand.

Von allen ihren Liebhabern hatte Cleopatra ein Andenken behalten; von dem Einen einen verwelkten Strauß, von dem Andern einen leidenschaftlichen Brief, welcher sie an verschwundene Tage erinnerte; von Jenem ein Bild, von Diesem ein Buch, das sie mit ihm im Wäldchen von St. Germain gelesen hatte.

Der Marquis Cavoni hatte ihr — ohne zu wollen — ein Andenken hinterlassen; es war ein indisches Gift, in ein fast unbemerklich kleines Flacon verschlossen. Oft hatte sie den Marquis über die Eigenthümlichkeiten dieses Giftes befragt. Um sie besser zu überzeugen, hatte er eines Tages vor ihren Augen einer Katze ein Tröpfchen davon eingegossen, und diese stürzte, wie vom Blitz getroffen, nieder. Die Indier nannten dieses Gift den „Schlaftrunk."

Die schwarze Perle an Cleopatra's Halse umschloß jetzt das furchtbare Gift — ihre Zuflucht, wenn sie einst unterliegen sollte.

„So," sagte sie lächelnd, „fürchte ich Nichts, denn ich führe den Tod mit mir."

Cleopatra im Bade.

Wie manche Frauen täglich eine Stunde der Andacht widmen, so war die Stunde, die Rudolf bei Cleopatra zubrachte, der Tugend gewidmet. Rudolf kannte Angela zu gut; er ließ von seinen Plänen nichts merken. Einst hoffte er ihren Widerstand zu besiegen, nicht durch ihre Schwäche, sondern durch ihre Kraft selber: er hoffte, sie solle ihm selbst noch ihre Arme öffnen. Er wußte, daß sie sich gegen jeden Zwang auflehnen würde, selbst gegen den leisesten.

Eines Morgens überraschte er sie in ihrem Badezimmer, als sie eben in die Badewanne hinabsteigen wollte. Schon hatte sie einen Fuß auf den marmornen Fußschemel gestellt — es war ein Fuß von rosigem Marmor auf dem weißen — eine Bewegung noch und ihr Körper tauchte sich in die laue Fluth. Ein Mäntelchen von Mousseline und Spitzen, leicht wie ein Gewölk, umhüllte die schöne Gestalt und ließ die Umrisse dieses vollendet schönen Körpers errathen. Rudolf mußte sich bezwingen, um nicht Cleopatra zu umfassen.

„Mein Lieber,“ sagte sie zu ihm, „Sie wissen, daß ich hier nie Besuch annehme.“

„Ich glaube es wohl. Auch ist es keine Audienz, was ich erlangen möchte, es ist nur ein Schauspiel. Ich sah gestern im Atelier Schlesinger's eine Venus, die aus den Wellen steigt; hier sehe ich eine Juno, die sich in's Wasser niederläßt, das ist Alles. Reines Kunstinteresse.“

„Sie wissen, mein Freund, daß weder die Kunst, noch die Liebe mich je vermocht haben, mich unbekleidet zu zeigen. Nur die Redlichkeit hat das Recht, nackt zu gehen. Denken Sie an Eva vor und nach dem Sündenfalle. Also wenden Sie sich gefälligst um.“

Rudolf gehorchte.

„O mein Gott,“ rief Cleopatra, „da ist ein Spiegel!“

„Ich werde Sie darin wie im Wasser sehen.“

„Nun, so wenden Sie den Kopf um.“

Cleopatra stieg in das Bad, wickelte sich in ihr Mäntelchen und streckte sich behaglich in ihr nasses Bett, indem ihr Haar sie prächtig umwallte.

„Jetzt, mein Freund, erzählen Sie mir eine ihrer allerliebsten Geschichten, bei denen ich so gut einschlief, als Ihre braunen Haare sich noch mit meinen blonden vermischten.“

Rudolf erzählte. Er sprach mit Entzücken von den schönen Tagen, da Cleopatra ihn liebte. Während der Erzählung beugte er seinen Kopf zu ihr nieder, mit seinen braunen Locken die blonden der Badenden zu berühren. Den Körper Cleopatra's durchflog ein leises Beben; doch

plötzlich warf sie ihm einen unbezähmbaren Blick zu und sagte:

„Mein Herr, Sie vergessen, daß wir nicht mehr ein Kopfkissen theilen. Erheben Sie doch Ihren Kopf!“

Rudolf erhob sich und verließ das Zimmer, um seine Wuth nicht sehen zu lassen.

„Jetzt ist's genug,“ sagte er draußen zu sich selbst. „Ich habe mein Herz zu sehr gedemüthigt, ich will sie nicht mehr sehen.“

Aber am Abend sah er sie im Circus, und setzte sich an ihre Seite, während Crockett mit seinen Löwen spielte.

„Das wildeste Thier ist nicht der Löwe, das ist das Weib,“ sagte er zu ihr.

„Das können Sie gedruckt lesen, mein Lieber. Aber wenn das Weib ein wildes Thier ist, so hat der Mann ihr erst die Krallen gemacht.“

Verwicklungen in italienischer Manier.

Cleopatra hatte den Einfall, ein eigenthümliches und gewagtes Spiel zu treiben. Rudolf, der Cleopatra liebte, sollte die Marquise Cavoni anbeten lernen — und der Herzog von Chavailles, der die Marquise Cavoni anbetete, sollte sterblich verliebt in Cleopatra werden.

Mit dem Herzog fing sie an, dieses Durcheinander ins Werk zu setzen.

Eines Morgens erhielt der Herzog ein Briefchen:

„Sie haben eines Tages — ich weiß nicht zu wem — gesagt: Sie fürchten mich! — ich aber fürchte mich nicht vor Ihnen.“

Der Herzog betrachtete das Billet zwanzig Male um und um, als ob er die Herausforderung nicht verstände. Seine erste Empfindung rieth ihm, damit zu Rudolf zu gehen und ihm zu sagen: „Sieh, das schreibt mir Cleopatra.“ Der böse Dämon aber, der oft um der Liebe willen, die Freundschaft erstickt, brachte ihn von diesem guten Gedanken ab.

Die Schönheit der Cleopatra bezauberte ihn.

„Aus Neugierde werde ich hingehen,“ sagte er.

Mitten in diesem schönen Plane fiel ihm die Marquise Cavoni ein.

„Nein, ich will nicht gehen. Es wäre Verrath an der Marquise. Wozu auch, da ich Cleopatra nicht liebe?“

Er warf das Billet auf das Kamin. Plötzlich ergriff er es wieder.

„Es ist eine Herausforderung auf Tod und Leben, die sie mir da hinwirft. Ein Duell schlägt man nicht aus, man flieht nicht vor der Gefahr.“

Er blieb vor einer kleinen Photographie der Marquise Cavoni stehen.

„Wie schön sie ist!“ sagte er mit zärtlicher Freude.

Die Marquise erschien auf dem Bilde unter einem

durchsichtigen Schleier, der ihrer klassischen und doch lächelnden Schönheit einen neuen Reiz verlieh.

Er nahm das Bild, drückte seine Lippen darauf und sagte entschlossen:

„Nein, ich werde nicht zu Cleopatra gehen.“

Kaum hatte er jedoch diese Worte gesagt, so konnte er sich nicht enthalten, das räthselhafte Billet noch einmal zu betrachten. Er sah auch das Siegel an und entdeckte darauf folgende Inschrift mit türkischen Buchstaben: „Im Buche des Schicksals steht's geschrieben!“

„Im Schicksalsbuche steht's geschrieben!“ murmelte der Herzog. Und als ob er einer unsichtbaren Gewalt gehorchte, setzte er seinen Hut auf, nahm seinen Stock und ging.

Er wohnte in der rue de Lille, nahe bei der Brücke de la Concorde.

In zehn Minuten hatte er die elysäischen Felder durchschritten und kam bei Cleopatra an.

„Ich erwartete Sie,“ sagte sie fröhlich.

„Ich wollte Ihnen nur beweisen, Madame, daß ich Sie nicht fürchte.“

„Wenn Sie mich nicht fürchteten, wären Sie nicht gekommen.“

„Die Kinder, die sich vor Gespenstern fürchten, gehen ihnen niemals entgegen.“

„Halten Sie mich denn für einen Schatten?“

„Vielleicht. Ist diese Welt etwas Anderes als ein Schattenspiel? — Aber ich bin nicht hierher gekommen, um Ihnen philosophische Vorlesungen zu halten. Ich wollte

Ihnen sagen, Madame, daß ich Sie sehr schön finde, und daß die Königin von Egypten, wenn sie aus dem Schattenreiche zu uns heraufsteigen könnte, nicht würdig sein würde, die Rosetten an Ihren Pantöffelchen aufzulösen."

Bei diesen Worten schob der Herzog mit der Spitze seines Stockes das Kleid Cleopatra's zur Seite, um ihren Fuß besser betrachten zu können.

„Wenn ein Edelmann in Egypten sich erlaubt hätte, wie Sie, einen Stock zu nehmen, um den Fuß der Cleopatra zu messen, was glauben Sie, würde sie gesagt haben?"

„Wollen Sie lieber, daß ich wie ein Morgenländer in den Staub zu ihren Füßen niederkniee?"

„Ich wünsche, daß Sie meine Füße in Ruhe unter meinem Kleide lassen, und mir vom Zustande Ihrer Seele erzählen. Sind Sie verliebt?"

„Können Sie so fragen, wenn ich vor Ihnen stehe?"

Der Herzog rückte seinen Fauteuil dem Sopha, auf dem Cleopatra saß, näher.

„Ich kann die zweideutigen Redensarten nicht leiden. Reden Sie ohne Umschweife. Lieben Sie?"

„Hier und da, an Regentagen."

„Wenn ich mit Marquise Cavoni bekannt wäre, würde ich ihr das sagen. Ein schmeichelhafter Cultus! An Regentagen!"

„Wer hat Ihnen von der Marquise Cavoni erzählt?"

„Alle Welt. Ich glaubte, Sie wären schon verheiratet. Sie ist übrigens eine liebenswürdige Frau, wenn ich sie recht beurtheile, denn ich habe sie kaum gesehen."

„Rudolf hat Ihnen von ihr und mir erzählt.“

„Rudolf? Sie sind sein Freund, und kennen ihn doch nicht. Wenn er bei mir ist, erzählt er mir nur von sich selbst.“

„Sagen Sie mir, Madame, warum bringen Sie ihn so in Verzweiflung? Sollten Sie ihn wirklich nicht mehr lieben, während er nur für Sie athmet?“

„Ich kann Rudolf nicht lieben, wann es ihm gerade gefällig ist. — Und dann, habe ich Zeit zu lieben? Wenn Sie wüßten, was ich alles zu thun habe! Da sind die Wettrennen, wobei ich immer mit einigen Pferden interessirt bin; die Theater, in welchen ich immer einige Scenen mitansehe, da ist Baden und Monaco, wo ich lebhaft spiele.“

Der Herzog unterbrach Cleopatra:

„Aber die Liebe ist wie die Luft, die wir athmen, sie ist keine Arbeit — sie gibt uns Lebensfülle, wenn sie mild ist, und verzehrt uns, wenn sie scharf ist. Rudolf würde Sie an allen den Vergnügungen nicht hindern, wenn Sie ihn liebten.“

„Sie irren sich; Rudolf will nur von einem Glücke hören: von dem, was er mir ohne Aufhören gewähren würde; dasselbe, was Sie der Marquise Cavoni geben wollen. Die Männer sind alle so: Ich, sagen sie, das ist genug.

„So treten sie allen Frauen gegenüber auf, als ob sie aus anderm Teige geknetet wären, als wir. Dagegen, bekennen die Männer, ungenirt, daß sie sich für mehrere Frauen interessiren. Sagen Sie aufrichtig; Sie ver

ehren doch die Marquise Cavoni, aber wenn ich Sie nun bäte, heute Abend wiederzukommen, und um Mitternacht eine Tasse Thee mit mir zu trinken, Sie würden doch nicht daran denken, zu dieser Stunde vor dem Hotel der Marquise melancholisch auf und ab zu wandern?“

Der Herzog war klug genug sich nicht werfen zu lassen; so gern er auch die Einladung Cleopatra's angenommen hätte, sagte er doch leichthin:

„Ich weiß das nicht, ich folge stets nur meiner augenblicklichen Laune. Vielleicht würde ich um so eifriger an meiner Leidenschaft für die Marquise festhalten.“

„Gut, Herr Herzog, ich habe also die Ehre, Sie einzuladen, heute Abend nach der Oper mit mir Thee zu trinken, ich werde allein sein.“

„Sie glauben entschieden, ich fürchte Sie. Kennen Sie meinen Wahlspruch nicht?“

„Nein.“

„Wenn Sie nach Versailles kommen, können Sie, im Saale der Kreuzzüge, auf dem Wappen der Chavailles lesen: „Ich gehe.“

„Schöner Wahlspruch!“ rief Cleopatra, „aber es ist nicht mehr Ihr Wahlspruch. Damals gingen sie noch vorwärts, jetzt gehen Sie rückwärts.“

„Madame, ich nehme die Herausforderung an.“

Der Herzog küßte Cleopatra die Hand.

„Adieu, auf Wiedersehen um Mitternacht.“

„Um zwölf Uhr!“

Sobald der Herzog fort war, ergriff Cleopatra die Feder und schrieb folgendes Billet:

„Mein Herr von Chavailles!

Ich werde heute Abend in meinem Hotel eintreffen, wenn ich nicht den Train verfehle; sind Sie frei, so kommen Sie, um Mitternacht, eine Tasse Thee bei mir anzunehmen. Die Herzogin wird uns Gesellschaft leisten, ich werde sie abholen. Um Mitternacht auf Wiedersehen!

Vittoria Cavoni."

Dieses Billet wurde Martha zugeschickt, nebst einer kurzen Anweisung in italienischer Sprache, worin ihr befohlen wurde, dasselbe selbst zu Herrn von Chavailles zu tragen.

Es war fünf Uhr als Martha bei dem Herzoge erschien; er begegnete ihr auf der Treppe, las das Billet und versuchte die Italienerin auszuforschen. Aber Martha blieb undurchdringlich, er mochte sie im besten Italienisch fragen wie er wollte.

„Mitternacht und wieder Mitternacht!" sagte er als Martha fort war. „Hier die Marquise, die mir eine Tasse Thee vorsetzen und mir erlauben will, vor Zeugen schöne Reden mit ihr zu tauschen, — dort Cleopatra, mit allem Reize des Unvorhergesehenen — hier Amor zu den Füßen der Omphale spinnend, dort alle Hexereien des Zufalls und der Leidenschaft."

Um zwölf Uhr ging der Herzog zu Cleopatra.

„Ich erwartete Sie nicht!" sagte sie zu ihm.

„Deshalb bin ich gekommen."

Die Marquise Cavoni war nicht so grausam als Margarethe von Bourgogne.

Am anderen Morgen, gegen zwölf Uhr erschien der Herzog von Chavailles bei der Marquise Cavoni.

Martha kam in das Vorzimmer.

„Die Marquise ist krank," sagte sie, „hier ist ein Brief für Sie."

Der Herzog brach das Siegel und las in aller Eile:

> „Ich weiß Alles. Ich weiß, daß Sie zu der Stunde, da ich Sie erwartete, unter einem gastlicheren Dache als das meinige, nicht auf sich warten ließen. Sie! der Sie zu mir sagten, der Mann sei ein treuer Hund, der niemals seinen Herrn verrathe. Ja, der Mann ist ein Hund, aber ein solcher, der sich zu Allem bringen läßt, wenn man ihm schmeichelt. Sie tragen einen andern Namen jetzt am Halsbande so kläffen sie auch nicht mehr vor meiner Thüre."

Die Marquise hatte diesem Billet keine Unterschrift hinzugefügt, nicht einmal den Namen Vittoria.

„Meine liebe Martha, sagen Sie der Marquise, daß ihr treuer Hund vor der Thüre ist.“

Der Herzog wartete mit Angst auf die Antwort; er liebte die Marquise, und sie nicht mehr sehen zu dürfen, wäre ihm ein schrecklicher Schlag gewesen.

Martha kam unverzüglich wieder.

„Die Marquise will Sie nicht wiedersehen, Herr Herzog, sie räth Ihnen zu Mademoiselle Cleopatra zu gehen.“

„Wer konnte ihr sagen — — — — Ich muß die Marquise um jeden Preis sehen . . . . Martha lösen Sie mir das Räthsel.“

„Ich weiß Nichts, Gott sei Dank! denn ich hätte zu viel zu thun, wenn ich in Paris Alles wissen sollte.“

„Aber sagen Sie mir wenigstens . . . .“

„Was soll ich Ihnen sagen?“

„Ob heute Jemand gekommen ist; ob die Marquise Briefe erhalten hat.“

„Wenn Sie Alles wissen wollen,“ sagte Martha lachend, „es waren heute zwei ganz schwarz gekleidete Herren da: Der Doctor Cabarrus, ihr Arzt, und Delapalme. Aber beruhigen Sie sich, der Doctor hat ihr gesagt, es sei noch nicht Zeit ihr Testament zu machen.“

„Das ist ein Märchen,“ sagte der Herzog. „Ich will zu Cabarrus gehen, der wird mir die Wahrheit sagen.“

Wüthend ging der Herzog fort, ohne zu wissen, was er thun sollte, wenigstens wollte er nicht wie eine Trauerweide im Vorzimmer der Marquise stehen bleiben. Endlich entschloß er sich zu seiner Cousine zu gehen, um sie zu fragen, ob sie am Abend vorher bei seiner Freundin

Thee getrunken habe. Aber die Herzogin war ausgegangen.

Er ging zu Rudolf.

„Was hast Du denn? Ich sah Dich nie so bleich!“

„Ich will Dir beichten. Ich glaubte nicht, daß die Liebe eine so ernste Angelegenheit sei.“

„Ich sagte Dir das schon; es ist die ernsteste Angelegenheit unser's Lebens.“

„Du weißt wie ich die Marquise Cavoni liebe — gut; also diese Nacht bin ich — ich weiß nicht wo hingekommen. . . . . .“

Der Herzog wollte Rudolf Alles erzählen, aber er fürchtete die Liebe seines Freundes und die Liebe der Marquise an einem Tage zu verlieren. Darum konnte er sich nicht entschließen, zu gestehen, daß er Verrath an der Freundschaft geübt habe.

„Ich habe mir aus Langeweile mit irgend einem Mädchen die Zeit vertrieben, die Marquise hat das erfahren, und will mich nicht mehr sehen. Ich bin in Verzweiflung.“

„Vertrauen um Vertrauen. Ich sage Dir Alles, so will ich Dir auch Dieses nicht verschweigen. Die Marquise hat mich ersucht, sie um vier Uhr zu besuchen. Will sie Deinetwegen mit mir sprechen? Ich zweifle, denn sie legt mir Schweigen auf.“

Der Herzog dachte mit empfindlichem Verdrusse daran, daß die Marquise Rudolf seine Zusammenkunft mit Cleopatra erzählen würde.

„Ja,“ sagte er zu seinem Freunde, „sie wird gewiß von

mir sprechen. Aber sieh Dich vor, sie wird Dir Verläumdungen wieder erzählen."

„Glaubst Du diese Frau wirklich zu kennen?"

„Wie man Frauen kennen kann. Ich habe sie in Rom gesehen, sie dann in Paris wieder getroffen. Sie ist sehr schön und hat Geist; Niemand spricht Uebles von ihr und sie sieht die feinste Gesellschaft bei sich."

„Was hörtest Du von ihren Vermögensumständen?"

„Ich gestehe Dir ungenirt, daß ich mich auch darum bekümmert habe, weil ich sie heirathen wollte. Sie hat fünfundzwanzigtausend Livres jährlicher Einkünfte klar wie die Sonne; wohl bezieht sie diese aus Italien, aber sicher, so scheint es. Sie macht nie Anleihen und betheilt oft die Armen."

Um vier Uhr läutete Rudolf bei der Marquise — der Kammerdiener ließ ihn in einen Salon eintreten, dessen Jalousien geschlossen waren. Die Marquise ließ nicht lange auf sich warten. Sie wagte es nicht, sich im hellen Tagesschein vor ihrem Geliebten zu zeigen.

„Setzen Sie sich," sagte sie zu Rudolf, und zeigte auf einen Fauteuil ihr gegenüber. „Sehen Sie mich nicht an, ich habe Migraine, und bin entsetzlich häßlich."

Sie bewegte ihren Fächer hin und her um Rudolf's Scharfblick leichter zu täuschen.

„Ihnen gegenüber wäre es ein Beweis von schlechtem Geschmacke, Artigkeiten zu sagen."

„Errathen Sie, mein Herr, warum ich Sie zu mir eingeladen habe? Seit ich in Paris bin, sagt mir alle

Welt, ich sei einer gewissen Cleopatra ähnlich. Sie können mir gewiß darüber Auskunft geben, denn Sie waren ihr Geliebter."

„Ich Madame?"

„Ich glaube Sie damit nicht zu beleidigen, denn das ist doch gar nichts Ungewöhnliches. Im Gegentheil haben Sie durch Ihre Wahl einen vorzüglichen Geschmack bewiesen."

Rudolf wußte nicht recht, was für ein Gesicht er dazu machen sollte. Er wollte spöttisch antworten, aber die Bewegung seines Herzens trug den Sieg davon.

„Ich sehe wohl, Madame," sagte er mit einiger Bitterkeit, „daß Sie diejenige nicht kennen, von welcher Sie sprechen. Die Frauen der guten Gesellschaft glauben stets, daß sie von Grund aus andere Wesen seien als jene Frauen, die in zweifelhaftem Rufe stehen. Diese Cleopatra, wie Sie sie nennen, hat nur ein Unrecht zu bereuen: sie liebte mich, glaubte mir, und ließ sich entführen, im Augenblicke als sie im Begriffe war, eine ehrbare Frau zu werden. Was sie später Unrechtes gethan, kommt Alles auf meine Rechnung. Ich habe sie den bösen Leidenschaften in die Arme geworfen; denn ich verließ sie, weil ich mir einbildete, sie nicht mehr zu lieben — grausam genug bin ich nun für meine Feigheit bestraft — doch was hilft es, daß ich Ihnen alles das erzähle?"

„Weiter, weiter! ich nehme Theil von ganzem Herzen."

Die Marquise hätte sich beinahe vergessen, sie drückte Rudolf lebhaft die Hand, dieser führte sie an die Lippen.

„Was soll ich weiter sagen?“ fuhr er fort, die Marquise betrachtend. „Ich will in unsern Tagen, wo alle Empfindsamkeit aus der Mode ist, nicht den Sentimentalen spielen. Denkt und fühlt man auch anders als die Menge, so darf man das doch nie zur Schau tragen, und muß mit den Wölfen heulen. — Sie haben mich gefragt, ob zwischen Ihnen und Cleopatra eine Aehnlichkeit bestehe — ich bin versucht es zu glauben; denn es macht mir fast ebenso viel Freude, Sie zu sehen, als Cleopatra selbst zu sehen.

„Nur fast soviel?“

„Ich bin gradezu wie Ihre südliche Sonne, die sich nicht hinter einem Schleier von Wolken verbirgt. Was hülfe es mir auch, wenn ich nicht die Wahrheit sagte? Wenn ich an Ihr Herz anklopfen würde — Sie würden mir antworten: „es ist Jemand darin.“

„Wer denn?“

„Herr von Chavailles.“

„Er sagte Ihnen das?“

„Nein, die Herzogin von Armailly. Sie pflegt sich nicht zu irren?“

„Nein,“ sagte die Marquise, und drückte die Hand auf's Herz, „ich schwöre es Ihnen, es ist Niemand darin.“

Nach kurzem Schweigen fuhr sie fort:

„Und sollte einst Jemand in meinem Herzen wohnen, so wird es gewiß nicht der Herzog sein.“

„Warum?“

„Weil der Herzog nicht aufrichtig ist. Wissen Sie wo er zu dieser Stunde weilt?“

„Nein, ich glaube, er ist in's Bois de Boulogne gefahren.“

„Er ist zu Cleopatra gegangen; er geht Tag und Nacht zu ihr.“

Rudolf konnte einen Stich der Eifersucht nicht verbergen.

„Er kennt sie kaum,“ sagte er.

„Mein lieber Herr von Marzillac, Sie kennen weder die Männer noch die Frauen. Nicht mit dem Herzen erkennt man immer das menschliche Herz. Sie betrachten aber Ihren Freund und Ihre Geliebte immer mit dem Herzen.

„Ich weiß, was ich sage, Madame. Der Herzog kann nicht Cleopatra's Geliebter sein, denn er ist mein Freund; und Cleopatra kann nicht seine Geliebte sein, denn sie weiß, daß ich sie noch immer liebe!“

„Chavaille's Geliebte, oder irgend eines Andern, das ist immer dasselbe!“

„Wie? Madame, Sie begreifen nicht, daß es verschiedene Grade giebt im Bösen wie im Guten? — Cleopatra weiß, daß ich nur einen Freund habe, — sie läßt mich hoffnungslos in den Gluthen der Leidenschaft vergehen — aber daß ich den einzigen Freund, dem ich mein Herz erschließen kann, mit einem Degenstoß durchbohren müßte — das kann Cleopatra nicht wollen.“

Die Marquise hielt wieder den Fächer vor ihr Gesicht.

„Wissen Sie," sagte sie zu Rudolf, „daß Sie der edelste Charakter sind, der mir noch in Paris vorgekommen? Wissen Sie, daß es mir großes Vergnügen macht, Sie sprechen zu hören? Sollte ich je mein Herz verschenken, so wird es nur Rudolf von Marzillac gehören."

„Das ist sonderbar, ich hatte das noch nicht bemerkt: wenn Sie lebhafter sprechen, so haben Sie Etwas in ihrer Stimme, was mich an Cleopatra's silbernes Organ erinnert, Sie gleichen entschieden einander."

„Wie alt ist sie?" fragte die Marquise wieder mit dem italienischen Accent.

„Was weiß ich? Vierundzwanzig Jahre vielleicht."

„O so jung bin ich nicht mehr."

„Fünf Minuten älter!" erwiderte Rudolf.

„Jetzt werden Sie artig. Das ist nicht recht, da Sie schon wissen, daß ich Sie liebe."

„Nicht sehr."

„Ich bin neugierig. Sagen Sie mir, Herr von Marzillac — ich bin eifersüchtig auf diese Cleopatra. In Italien weiß ich keinen Mann, der nicht um meinetwillen seine Maitresse verlassen hätte — aber hier in Paris sehe ich mit Wuth, daß die Frauen der Aristokratie mit jenen Damen nicht rivalisiren können."

„Das ist Ihnen zum Lobe nachgesagt, Madame."

„Spotten Sie nicht. Wenn ich Ihnen sagte . . . " Die Marquise hielt inne.

„Sprechen Sie weiter, Madame."

„Nehmen Sie sich in Acht!"

„Wenn ich Ihnen sagte, daß ich Paris verlassen,

nach Rom zurückkehren und dort mit Ihnen leben will — was würden Sie mir antworten?"

Rudolf sah die Marquise an, sie hielt seinen Blick tapfer aus.

„Ich würde Ihnen antworten, Madame, daß in dieser Welt Alles verkehrt geht. Ich bin weniger noch als jeder Andre zum Glücke geboren; denn mein Glück, das würden Sie sein, wenn ich nicht an mein Unglück gefesselt wäre, welches heißt: Cleopatra."

„Sie lieben also diese Frau sehr?"

„Ja, ich liebe sie mehr als mein Leben."

Eine Weile schwiegen Beide. Rudolf's Worte hatten die Marquise verletzt und zugleich entzückt. Sie war gedemüthigt und triumphirte doch in ihrem Innern.

Indeß wollte sie nicht, daß Marzillac die Erklärung allzu ernsthaft nehmen sollte, und nahm wieder eine leicht spöttische Miene an.

„Sehen Sie, das ist so eine Unterhaltung für uns, die wir nie in der Welt der Leidenschaften eine wirkliche Rolle spielen können; wir spielen mitunter Komödie, und begnügen uns Luftschlösser zu bauen, da wir das Gebäude unseres Glückes nicht selbst aufbauen können."

„Ich verstehe," sagte Rudolf. „Die Marquise Cavoni spielte soeben die Rolle des egyptischen Weibes, und ich entfloh und ließ ihr meinen Mantel, weil ich wohl wußte, daß sie mich nur zum Besten haben wollte."

„Wenn es aber Ernst gewesen wäre?"

„Ich hätte ihr doch meinen Mantel gelassen."

„Das lasse ich mir gefallen. Ich werde in mein Tagebuch schreiben: am 13. Juli 1863 bin ich in Paris einem Manne begegnet, der seiner Maitresse treu war.“

„Das ist die Wahrheit — wenn Sie von der Treue des Herzens sprechen.“

Rudolf ergriff leise die Hand der Marquise, küßte sie zweimal, und ging wie er gekommen war, als der Freund Cleopatra's.

„Sonderbar! ich hätte nicht geglaubt, daß er mich so sehr liebte,“ sagte sie. „Armer Rudolf! früher oder später werde ich ihm doch in die Arme fallen.“

Die Marquise brach in Thränen aus. —

Desselben Tages kam der Herzog von Chavailles wieder zu Cleopatra.

Sie empfing ihn stehend, an der Thüre des Vorzimmers, und fragte ihn was er wolle.

„Ganz einfach: ich will Sie lieben!“

„Mich? Ich kenne Sie nicht!“ sagte sie und schloß die Thüre.

Cleopatra's Zerstreuungen.

Cleopatra entfaltete so viel selbstständiges, geistiges Leben, wenn man sie näher kannte, daß Rudolf daran verzweifelte, sie sich selbst zu entreißen, um sie ganz für sich zu gewinnen.

Sie zog gern geistvolle Persönlichkeiten an sich, und liebte es, auch unter *ihnen* zu herrschen; nicht allein durch den Reiz ihrer Schönheit, sondern durch ihren scharfen Verstand, das rasche Wort, den kühnen Witz, der ihr zu Gebote stand. Als wahre Tochter Eva's war sie sehr neugierig; sie hörte gut, urtheilte richtig und so hatte sie stets ein treffendes Schlagwort bereit. Nimmt man noch hinzu, daß sie auch zu schweigen und zuzuhören verstand, so wird man sich nicht wundern, daß an ihrem wöchentlichen Unterhaltungsabende Gelehrte, Dichter und Diplomaten gern in ihren Kreis sich mischten, und behaupteten, Cleopatra sei die begabteste Frau der Welt.

Man fragt, wie es möglich war, daß Cleopatra so Vieles und Mannigfaltiges lernen konnte? Vieles erklärt sich daraus, daß sie viel las, und zu lesen *verstand*,

daß ihr Geist aus Allem neue Nahrung zu ziehen wußte. Ohne sich je mit Gelehrsamkeit brüsten und sich lächerlich machen zu wollen, strebte sie doch stets darnach, bemerkt zu werden, und die Oberherrschaft der Männer im Reiche des Geistes zu bekämpfen oder wenigstens zu bestreiten.

Cleopatra malte in Pastell, und ihre Miniaturmalereien zeigten so viel Feinheit des Colorits und geschickte Vertheilung des Schattens, daß sie von Licht und Leben strahlten. Fehler der Composition oder Verzeichnungen — wer bemerkt dergleichen im Album einer Dame!

Sie besaß italienische und französische Studien aus dem fünfzehnten Jahrhundert in einem rothen Maroquinband mit goldnen Lilien; obenauf zeigte sich ihr Familienwappen. Dieses Album stammte von irgend einem Schüler des Verochio; es war unvollendet geblieben, und viele Seiten mit Goldgrunde, eingefaßt und verziert mit Vögeln, Blumen und Insekten, erwarteten noch die Apostel oder Heiligen, die darauf gemalt werden sollten. Cleopatra hatte einige Seiten dieses Buches mit einer Passion der Magdalena gefüllt, die mehr der Anschauung des Correggio als dem Evangelium entsprechend war. Da sah man Magdalena als Sünderin; die büßende Magdalena und weiterhin Magdalena in der Wüste. Auf allen diesen Blättern herrschte die Leidenschaft vor, im Rausche der Sünde und in der Verzückung der Reue.

Cleopatra schrieb wie sie malte, sie ritt wie Frau von Montespan, sie wußte die Waffen zu handhaben und ver-

stand Schlittschuh zu laufen — sie war, mit einem Wort, die begabteste Frau in Paris im Jahre 1863.

Cleopatra beurtheilte Perlen und Diamanten zum Staunen der Juweliere. Sie wußte seltene Gefäße und Kunstdenkmale zu schätzen und zu verstehen.

Eines Tages erhielt Cleopatra den Besuch eines berühmten Staatsmannes.

Im Laufe der Unterhaltung sprach sie:

„Es ist nicht Jedermann vergönnt, nach Korinth zu reisen, doch ich bin so glücklich, Ihnen den echten Cyperwein in einem echten korinthischen Trinkgeschirr kredenzen zu können."

Es war eines von jenen korinthischen Trinkgeschirren aus der ersten Periode, welches fast ganz kugelrund und mit einigen Figuren, Helden aus der Iliade, geschmückt war.

„Nicht wahr," sagte Cleopatra zu dem Diplomaten, „der Cypernwein schmeckt nur aus solchen Gefäßen gut?"

„Vortrefflich," sagte der entzückte Staatsmann, „wenn man nur das Gefäß mitnehmen könnte!"

Cleopatra hatte überall Freunde. Wenn sie erschien, siegte sie über alle Herzen, so viel wirkt der bloße Wille zu herrschen. Selbst die, welche soeben über sie gespottet hatten, verstummten, wenn sie sich zeigte. —

Ihre Freunde behaupteten, sie habe das Wort „unmöglich" aus ihrem Wörterbuche gestrichen. Sie empfing Fürsten, Herzoge und berühmte Leute aller Art in ihrem

Salon und antwortete, als man einst die Bemerkung machte, daß sie wohl hochgestellte Männer, aber keine Frauen bei sich sehen könne:

„Wenn es mir einfallen sollte, Frauen bei mir zu sehen, so werde ich mir solche miethen. Es dürfte weiter Nichts nöthig sein, als daß ich ihre Schulden bezahlte. Gut, wenn ich sie haben will, so werde ich ihre Schulden bezahlen.“

Cleopatra verzweifelte an Nichts; ihr kam es ganz natürlich vor, daß sie die Gesetze der Welt auf den Kopf stellen könne, wenn sie wolle. Indeß besaß sie zu viel richtiges Gefühl, als daß sie den Vorurtheilen der Welt — so nannte sie, was sich ihrem Treiben entgegenstellte — allzu schroff entgegen getreten wäre.

Auf dem Eise, im Bois de Boulogne, im Seebade, in der Messe — überall mischte Cleopatra sich ungestraft in die Gesellschaft der vornehmen Damen. Einst erschien sie auf einem Costümballe, den eine bedeutende Persönlichkeit gab. Eingeweiht in die feinsten Beziehungen hatte sie hier selbst die bis an die Zähne Gewappneten mit pikanten Worten zu verwunden gewußt.

Die Herzogin hatte sie auf diesen Ball geführt. Beide erschienen im Domino. Der Herr des Hauses, welcher am Eingange der Säle die Masken eigenhändig lüftete, begehrte nicht, da er die Herzogin erblickte, die Maske ihrer Begleiterin zu lüften — vielleicht wußte er auch um das Geheimniß. Er war zu aufgeklärt, um es beleidigend zu finden, daß eine gefallene Frau sich inmitten so Vieler bewege, die ihren Fall zu verbergen wissen.

Dank dieser Toleranz des Hausherrn wurde dieser Abend äußerst belebt durch den Geist und die Munterkeit der beiden Frauen. Beide machten an diesem Abende bedeutende Eroberungen. Aber sie kümmerten sich wenig um solche Schmerzen, wenn sie nicht selbst dadurch verwundet wurden. Die Herzogin sagte:

„In der Liebe ist Nehmen seliger als Geben."

Cleopatra hatte das Sprichwort umgekehrt: „Das schönste Mädchen kann nicht mehr geben, als es hat."

„Welcher Unsinn!" sagte sie. „Das schönste Mädchen kann immer noch Etwas geben, was sie nicht hat: Die Liebe."

In der Oper.

Cleopatra dinirte eines Abends mit Rudolf in Le petit Moulin-Rouge, worüber die Freunde ihres Max sich nicht wenig aufhielten.

Cleopatra jedoch, sorglos wie immer, wenn es sich um die öffentliche Meinung handelte — besonders wenn sie mit sich selbst zufrieden sein konnte — bekümmerte sich wenig darum, was Andere redeten; sie wollte Alles ganz sein, und es war ihr dabei gleichgiltig, ob man sie für etwas mehr oder weniger verloren hielt. In sich selbst ein reines Streben nach dem Guten zu finden, freute sie mehr als alle Huldigungen.

Rudolf war indeß diesen Abend auch nicht siegreicher als früher. Oft glaubte er Cleopatra näher zu kommen, und bald darauf war er nur um desto weiter wieder von ihr entfernt.

Cleopatra stand von der Tafel auf und sagte:

„Ich danke Ihnen, mein Freund, daß Sie diese Zeit der Einsamkeit mir verschönert haben; doch benachrichtige ich Sie, daß mein Geliebter morgen zurückkehren wird, und daß Sie sich entschließen müssen, mich nicht einmal mehr anzusehen; denn er ist eifersüchtig wie ein Spanier.“

„Dein Geliebter!“ rief Rudolf und warf sein Glas zur Erde, daß es zersprang. „Ich bin bis jetzt äußerst geduldig gewesen, aber länger will ich nicht mit dem Feuer spielen. Ich erkläre Dir, Du sollst keinen andern Liebhaber als mich haben, auf Tod und Leben!“

„Ich erkläre Ihnen, daß Sie närrisch sind; ich erkläre Ihnen, daß ich Sie nie wieder sehen will, wenn Sie nicht auf der Stelle wieder der Philosoph werden, der Leidenschaften als Altesweibergeschwätz verspottet.“

Cleopatra läutete.

Rudolf gewann nach und nach seine Selbstbeherrschung wieder, und entschloß sich, Alles von der Zeit zu erwarten.

„Schwören Sie mir, daß Sie mich nicht mehr lieben,“ sagte Cleopatra zu ihm.

„Warum?“

„Wenn Sie mich nicht mehr lieben, so erlaube ich

Ihnen, mich in die Oper zu begleiten, um Marie Vernon zu sehen."

Rudolf, der Cleopatra zu verlieren fürchtete und sie noch drei Stunden länger behalten wollte, sagte, indem er sie mit verzehrender Leidenschaft anblickte:

„Nein, ich liebe Dich nicht mehr."

Kaum waren sie in der Oper, so klopfte Max an die Thür der Loge.

Rudolf öffnete und sah den Geliebten Cleopatra's vor sich.

„Sie irren sich in der Thür," sagte er zu Max.

„Ich irre nie in der Thür," sagte Max und wollte an ihm vorbeigehen.

„Sie dürfen nicht hineingehen!" sagte Rudolf wieder.

„Wer wird mich daran verhindern?"

„Ich! Denn ich will lieber mit Ihnen hinausgehen."

Cleopatra suchte nicht zu vermitteln, denn es war schon zu spät. Die Ehre ist für den Mann das, was die Tugend für das Weib ist, ein weißes Kleid, das keine Flecken verträgt. Cleopatra liebte Max vielleicht — Rudolf hatte sie geliebt, sie wollte weder für den Einen, noch für den Andern erröthen müssen.

Am anderen Morgen schlugen sie sich auf Degen und verwundeten sich Beide.

Rudolf hätte Max tödten können. „Was hilft es mir, ob er lebt oder todt ist," sagte er, „wenn ich ihn nicht in Cleopatra's Herzen tödten kann."

In Paris fassen Haß und Eifersucht nie tiefe Wurzeln in den Herzen. Sie keimen, blühen und welken an

einem Tage; während in Spanien und Italien eine solche Schmarotzerpflanze so tiefe Wurzel im Herzen schlägt, daß sie eher das Gefäß sprengt, bevor sie sich ausrotten ließe.

Rudolf und Max reichten sich nicht gerade die Hände nach dem Duell, aber sie lebten in derselben Sphäre der Gesellschaft, sie begegneten sich bei Spaziergängen und Festen — so verkehrten sie endlich mit einer oberflächlichen Vertraulichkeit, wobei vom Herzen weiter keine Rede war. —

Beide konnten natürlich nicht vergessen, daß ein Abgrund — Cleopatra — sie trennte. Beide liebten sie leidenschaftlich.

Rudolf suchte sich selbst über seine Leiden zu täuschen — er litt im Innern — aber ein Vorgefühl sagte ihm, er werde das Glück wieder erobern, das er ungenossen von sich gestoßen.

Max kämpfte nicht allein um die Liebe, die ärgsten Kämpfe begannen des Geldes wegen über ihn hereinzubrechen.

Er that Wunder über Wunder, um fortwährend Geld aus der Erde zu stampfen.

Cleopatra vergaß wieder einmal, daß sie tausend Franks täglich ausgab, und die Schulden ihres Max alle Grenzen überstiegen.

Sie selbst glaubte nicht an eine Dauer dieses Zustandes — es gab kein „Morgen“ für sie — so lebte sie der fröhlichen Thorheit des Augenblicks, und warf ihr Geld mit vollen Händen weg.

Verwünschungen klangen hinter ihr her, wenn sie mit ihrem glänzenden Gespann im Bois de Boulogne erschien oder geräuschvoll in ihre Loge in der Oper eintrat. Man sagte ihr ganz laut nach, daß sie zwanzig junge Leute ruinire — in Wahrheit ruinirte sie nur Max.

Max war freilich zu Grunde gerichtet.

In Holland hatte er beim Einkauf der Perlen und Diamanten soviel für sich auf die Seite gebracht, daß er ein prachtvolles Diadem für Cleopatra machen lassen konnte — aber G e l d hatte er weniger als je.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Heinrich Spitzer in Wien.